
3/70 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Unteroffizier Locher fragt:
Ist es nicht egal, ob man sich selbst beschwert oder eine Gruppenbeschwerde mit unterschreibt?

Unteroffizier Baum klagt:
Ich habe das Vertrauen zu meinem Vorgesetzten verloren, weil er mir aus nichtigen Gründen den Urlaub gestrichen hat.

Oberst Richter antwortet



Nein, das ist keinesfalls egal, auch wenn es sich um die gleiche Angelegenheit handelt. Aber warum denn gleich beschweren? Obwohl diese Frage mehr eine Redensart ist, so steckt doch ein richtiger Kern darin, der in unserer sozialistischen Gesellschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Die Beschwerde sollte nämlich möglichst am Ende der Kette von Maßnahmen stehen, einen echten Mißstand zu beheben. Dann gewinnt sie an Gewicht. Ständig nach der Devise gehandelt: „Dies und jenes paßt mir nicht, ich werde mich beschweren!", entwertet sie höchstens.

In unserer sozialistischen Armee geht es doch nicht darum, mit Hilfe der Beschwerde eine Art Gleichgewicht im Vorgesetzten-Unterstellten-Verhältnis herzustellen, sondern auch Mängel dazu zu nutzen, neben ihrer Beseitigung einen Schritt vorwärts in der Festigung sozialistischer Soldatenkollektive und im Vertrauensverhältnis zu machen.

Deshalb ist es unbedingt richtig, die Lösung von Konflikten zuerst auf dem Wege einer Aussprache – im Kampfkollektiv, in der FDJ- oder Parteigruppe oder auch mit den betreffenden Vorgesetzten selbst – zu suchen. Hier ist Gruppenaktivität richtig am Platze und bringt in der Regel auch einen besseren Erfolg als der Vorstoß des einzelnen.

Sind jedoch derartige Mittel erschöpft, so sollte sich keiner scheuen, sein Recht der Beschwerde zu gebrauchen. Aber das, so legt es die Beschwerdeordnung ausdrücklich fest, kann er nur in eigener Sache.

Damit soll vermieden werden, daß Genossen gegen ihren freien Willen gezwungen werden, sich einer vermeintlichen Mehrheit anzuschließen; und es soll garantiert sein, daß jeder für seine Beschwerde selbst gerade steht, was bekanntlich mitunter eine bestimmte Portion Bekennermut erfordert.

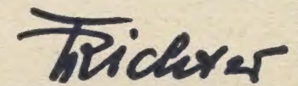
Das heißt: Jeder Beschwerdeführer soll selbst in vollem Bewußtsein seiner Verantwortung einschätzen, ob andere Mittel erschöpft sind, Mängel zu beheben, und welche Vorschläge er hat, um Mißstände zu beseitigen.

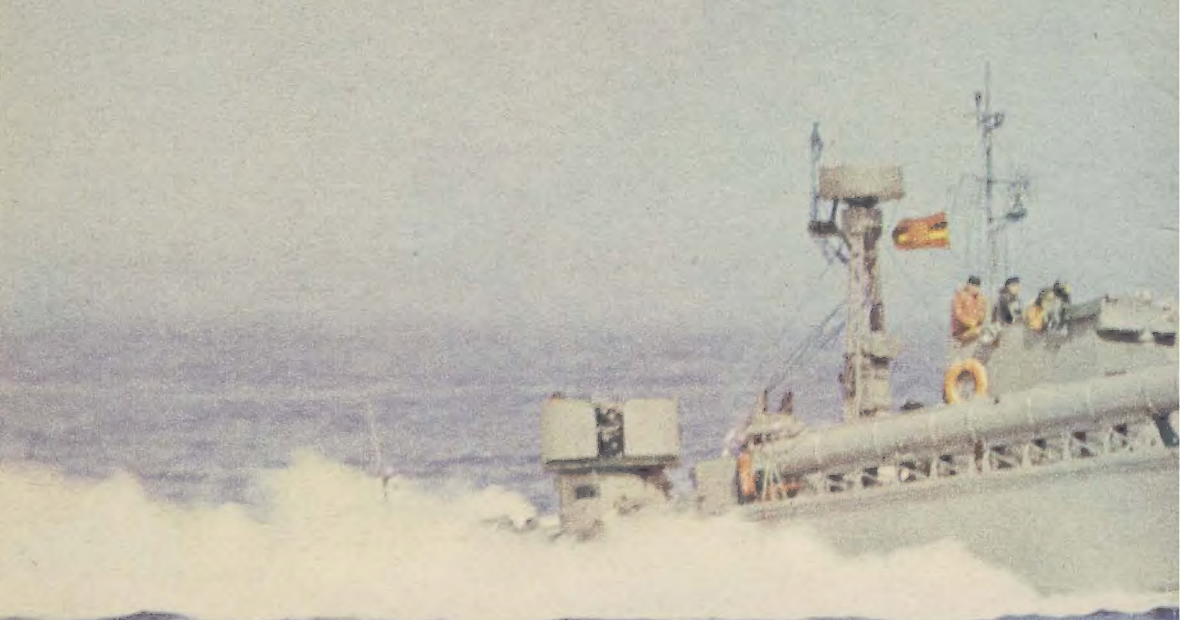
Damit stellt die Beschwerdeordnung für jeden Armeeangehörigen ein Stück lebendiger sozialistischer Demokratie dar, die ihn vor Unrecht schützt und ihm zur Pflicht macht, mitzudenken, Verantwortung zu tragen sowie mitverändern zu helfen.

Um die Sache aufzuhellen: Die „nichtigen Gründe" waren ihr üppiger Haarwuchs. Der Kompaniechef verlangte einen sauberen Schnitt; bis Sie ihn vorzeigten, war der Zug über alle Berge. Zurück blieb ein verärgerter Einzelkämpfer, der, tief empört, der Einfachheit halber seinem Vorgesetzten die Freundschaft oder gar das Vertrauen kündigt. Damit sollten Sie, Genosse Unteroffizier, aber nicht spielen und auch nicht ihren sauer verdienten Urlaub wegen einiger Haare aufs Spiel setzen. Vertrauen sollte außerdem etwas tiefer und auch fester als eine Haarwurzel sitzen, sonst steht man eines Tages ohne da, gerade dann, wenn es wirklich ernsthaft von Nöten ist.

Wir sagen: Vertrauen gegen Vertrauen. Der Kompaniechef achtet auf eine einheitliche, den Vorschriften und militärischen Erfordernissen entsprechende Ordnung und baut u. a. als Schranke auch die Ausgangs- und Urlaubsgenehmigung auf. In seinen Unteroffizieren, den Erziehern und Ausbildern auf kleiner, aber nicht unbedeutender Stufe, hat er dabei seine engsten Mitstreiter. Aber da enttäuscht einer sein Vertrauen in punkto Vorbildlichkeit. Soll nun der Kompaniechef mit gleicher Kanone zurückschießen und Sie links liegenlassen?

Er tut es nicht, denn er weiß: Sie sind im Grunde ein dufter Gruppenführer, der auch stark genug ist, aus seiner augenblicklichen Verärgerung die richtigen Lehren zu ziehen: Auch solche „nichtigen" Angelegenheiten besser zu beachten!

Ihr Oberst 



Pirsch
AUF OFFENER SEE

Die starken Diesel des Torpedoschnellbootes „Arvid Harnack" laufen auf vollen Touren. Messerscharf schneidet der aufragende Bug die heranrollenden Wogen, die achtern als silbrige Gischt zurückbleiben. Doch ehe sie wieder ihre ursprüngliche Gestalt annehmen, werden sie von den in unserer Kiellinie fahrenden Torpedo- und Raketenschnellbooten erneut aufgewühlt.

Der Kurs führt uns westwärts. Zu einem „gegnerischen" Schiffsverband, der sich dem Küstenvorfeld der DDR nähert.



Ihn soll unsere Bootsgruppe, voran der „Doktor" (Arvid H.), aufklären und bekämpfen. Seit gestern früh sind wir auf See. Ununterbrochen. Und auch die militärischen Aufgaben hatten es in sich: Mit den ersten Schiffen des „Gegners" kamen wir bereits ins Gefecht. Das war gestern. Heute vormittag griffen seine Flugzeuge an. Nur eine knappe Stunde lagen wir dann vor Anker. Nun geht es wieder mit aller Kraft voraus ...

Auf der Brücke reibt sich Oberleutnant zur See Harald Schenkewitz die leicht geröteten Augen. Das wetterbraune hagere Gesicht des Kommandanten wirkt abgespannt. Auch seinen Genossen, die 1969 den Geburtstagstisch der Republik mit Spitzenleistungen in der Ausbildung decken halfen und nun in der „Operation 70" auf neue Wettbewerbserfolge zusteuern, sieht man an, daß ihnen die letzten dreißig Stunden in den Knochen liegen. Wie lange es noch gehen wird, vermag ihnen keiner zu sagen. Noch weniger aber, was sie überdies an ungewöhnlichen Situationen erwartet ...

Das Boot macht seine Fahrt. Unvermindert. Noch ist das den irgendwo hinter dem Horizont manövrierenden „Gegner" jagende Rudel zusammen. Doch als sich der Kommandant wenig später umwendet, stutzt er: Die anderen Boote bleiben zurück. ‚Fahre ich zu schnell?' Gerade will er die Geschwindigkeit drosseln lassen, da kommt ein UKW-Spruch des Gruppenchefs: „Übrige Boote ausgefallen. Klären Sie selbständig auf!"

Die Quittung ist schnell gegeben. Doch um sich auf die neue Situation einzustellen, braucht der Oberleutnant einige Sekunden. Eine ungewöhnliche Aufgabe, den „Gegner" allein aufzuklären – und ihm auch allein gegenüberzustehen. Einer gegen wieviel? Und dann sind da die drei Neuen an Bord, gerade von der Grundausbildung gekommen, unerfahren noch. Drei, das sind gleich wieviel Prozent ...? Egal. Das Kollektiv ist klein genug, da haben die Drei schon ihr Gewicht. Was also ist zu tun? Kurze Verständigung mit Oberleutnant Thieme, dem Leitenden Ingenieur. Die ungewöhnliche Aufgabe schmeckt keinem von beiden. Aber, was hilft's: Im Ernstfall kann sowas vorkommen, und die Besatzung wird den Befehl ausführen. Mit allen Kräften.

„Beobachtung verstärken!" Die Stimme des Kommandanten klingt wieder fest.

Längst sind die flachen Boote unserer Gruppe nicht mehr zu sehen. Vor uns dehnt sich die weite See. Nach den Unterlagen, die der Kommandant hat, brauchen wir noch fast zwei Stunden, bis wir damit rechnen können, den „gegnerischen" Verband ins Blickfeld zu bekommen. Die verstärkte Beobachtung gilt zunächst vor allem unserer eigenen Sicherheit.

Als der große Uhrzeiger zweimal die Runde gemacht hat, haben wir das angegebene Gebiet erreicht. Alles, was Augen hat, auf der Brücke und

Der „gegnerische" Luftangriff ist abgewehrt, doch ist das Boot mit chemischen Kampfstoffen übersprüht. Mit Wasser wird das Oberdeck gereinigt. (Bild rechts). Die Radarstation ist ausgefallen. Obermatrose Helmut Hoberg sucht angestrengt nach der Fehlerquelle. (Bild links)





an Deck ist, hält angestrengt Ausschau. Inzwischen kennen die Matrosen die neue Lage, und sie kennen auch die Verantwortung, die ihnen daraus erwächst. Weder Obermaat Tautorat spricht es aus, der Bootsmann, noch die anderen Genossen verlieren ein Wort darüber. Es ist nicht ihre Sache, viel Worte zu machen, wohl aber, alles zu unternehmen, um den „Gegner" nicht unerkannt vorbeikommen zu lassen . . .

Es wird dunkel. Über der See bildet sich ein schwacher Dunstschleier. Das Beobachten wird schwieriger.
„Funkmeß einschalten!"
Das elektronische Auge durchdringt die Nacht und erleichtert die Suche. Aufgeregt meldet Obermatrose Helmut Hoberg, der Funkmeßgast, daß die Station gestört ist. Seine Worte treffen den Kommandanten wie ein Hammer.
„Mist, verfluchter!"
Er befiehlt, den Fehler zu suchen. Wird er ihn aber überhaupt finden, dieser Haberg? Eigentlich kann ihm Schenkewitz nicht böse sein. Es ist die erste größere Gefechtsübung, die Hoberg mitfährt. Und normalerweise ist es nicht seine Aufgabe, an dem Radar rumzubasteln. Dafür gibt's einen Spezialisten. Doch der hockt auf einem andren Boot und dreht jetzt womöglich Däumchen. „Dreimal verfl . . ."
Unten hat Hoberg inzwischen die Blechverkleidung des

Gerätekastens abgeschraubt. Schwitzend sitzt er vor dem Gewirr von Kabeln, Röhren, Widerständen, Kondensatoren. Die Sicherung ist's nicht, das hat er kontrolliert. Aber wie nun weiter? Wo anfangen? Bedienen kann er das Ding, aber in der Fehlersuche ist er nicht ausgebildet. Steht nicht in seinem Rollenbuch. Er nimmt das Schaltbild. Versucht, danach vorzugehen. Doch: Pustekuchen. Nichts tut sich. Inzwischen kommt ein Ruf des Kommandanten. Hoberg wünschte sich auch, mit „Ja" antworten zu können.
Oben ist alles an Deck, was Beine und keine anderen Aufgaben hat. Augenpaare starren in die Nacht, machen die Positionslampen von Handelsschiffen aus, aber keinen Schimmer des „Gegners". Zwei Stunden nun



Oberleutnant zur See Harald Schenkewitz

schon stehen, sitzen sie hier. Es werden drei, vier – und noch immer vermag die Radaranlage keine Funkimpulse in die Nacht hinaus zu senden. Obwohl sich Hoberg unten weiter müht, den Fehler zu finden. Fleißig und ausdauernd, aber eben leider ohne Erfolg. Da wird es auf der Brücke lebendig. Backbord voraus werden die Umrisse von zwei Schiffen gesichtet, einwandfrei Kriegsschiffe. Auf Ostkurs.
„Das könnten sie sein."
Wir fahren näher heran.
Ohne Zweifel, es sind die Konturen jener Schiffe, die den „Gegner" darstellen. Sie biegen nach Nordost ab, haben uns offenbar erkannt. Ihr Radar funktioniert.
22.50 Uhr.
Ein Funkspruch schwirrt durch den Äther zum Gruppenchef: „Gegner auf Position . . ."
Weit nach Mitternacht zucken Blitze über die See, erhebt sich ein Donnergrollen. Die inzwischen herangekommene Bootsgruppe führt einen imitierten Raketenschlag. Schlußpunkt dieser Übung.
Bei Hoberg will keine rechte Freude aufkommen über den trotz allem errungenen Sieg. Obwohl auch er froh darüber ist. Erst später hellt sich sein Gesicht auf, als der Abteilungschef die Übung auswertet: „Allein, bei Nacht, ohne Funkmeß – eine ‚Einlage', die gar nicht geplant war – und wenig Ruhe. Das waren schwere Bedingungen, das war aber vor allem eine großartige Kollektivleistung der gesamten Besatzung."

R. Dressel



Bootsmann Obermaat Wolfhard Tautorat



Illustrationen: Wolfgang Würfel

Iwan Semjonytsch Pankratow liebte es, unbekümmert zu wiederholen: sterben werde er in den Sielen, am Setzerkasten, und seinen Leichnam werde man aus der Druckerei tragen, wie man einen Buchstaben aus dem Satz nimmt, Stirn zur Wand, nicht zur Decke. Die Kollegen im Arbeitssaal achteten ihn wegen dieser Unbeschwertheit, wegen seines heiteren Gemüts, wegen des Grauhaars und wegen jener fünf Falten, die wie Narben sein rosiges Gesicht durchschnitten. Ein Mann mit solchen Falten mußte viel Wind und Sonne gesehen haben.

Längst schon hatte Iwan Semjonytsch bemerkt, daß seine Sehkraft schwächer, daß die Welt trüber wurde. Die lustigen Wolken verschwanden, der graue Abend brach früher an. Vom Textsatz hatte man ihn schon zu den Anzeigen übernommen, doch auch hier machte er zu viel Fehler. Man gebrauchte schonende Ausflüchte und übertrug ihm das Verteilen der Manuskripte und das Ablegen des alten Satzes. Doch Iwan Semjonytsch ließ den Mut nicht sinken. Er sprach wohl davon, daß ihm die Hand vor Altersschwäche zitterte, doch von den Augen kein Wort. Offenbar hatte er über vieles Schwere im Leben geschwiegen.

Wegen dieser scheinbaren Unbekümmertheit bzw. dieser seelischen Unversehrtheit, legten die mitleidigen Kollegen, bevor Iwan Semjonytsch mit dem Ablegen begann, dunkle Papierstückchen auf den geordneten Inhalt der Setzkastenfächer. Iwan Semjonytsch legte bis zum Abend den ihm zugeteilten Satz ab, und am nächsten Morgen scharrten die Freunde die Buchstaben heraus, nahmen das Papier fort und machten die Arbeit noch einmal; denn Iwan Semjonytsch verwechselte die Buchstaben und warf sie nicht in die Fächer, in die sie gehörten; wollte er ein „k" in sein Fach werfen, so fiel es daneben, zu „l". Neu eingestellte Arbeiter bereiteten Iwan Semjonytsch Sorgen. Es fiel ihm schwer, sich ein Gesicht einzuprägen, die Gesichter verschwammen alle in einer blauen Finsternis.

An dem Tage, mit dem diese Erzählung beginnt, erschien der Anleger Mischka Blagowestschenski das erstemal zur Arbeit. Er war ein Bürschchen von sechzehn Jahren, dabei ausgekocht. In seinem kurzen Leben hatte er das ganze Rußland durchstrabanzt und kannte viele große Städte. Er kam wütend zur Arbeit, denn in der Stadt kursierte das Gerücht, daß die verhetzten Basmatschen gemeinsam mit den konterrevolutionären weißen Horden von der Wüste her zum Angriff vorgingen und der Ataman Kaschimirow, ein ehemaliger zaristischer Offizier, der wegen seiner Grausamkeit verrufen war, den Angriff leite. Nun war Mischka ein Feigling, der von seiner Feigheit viel Aufhebens machte, weshalb sie ihm keiner glauben wollte. Er kam früh am Morgen in die Druckerei, wo der Setzerlehrling schon dabei war, den von Iwan Semjonytsch verschmissenen Satz auseinanderzupolken. Der Lehrling murrte in Mischkas Beisein laut über diese erniedrigende Arbeit. Als Iwan Semjonytsch auf Arbeit erschien, begrüßte ihn Mischka mit höhnenden Worten. Iwan Semjonytsch hatte eine ungezwungene, selbstbewußte Haltung, er blieb an der Türe stehen, der weiße Fittich seines Greisenhaares hob sich vom Türpfosten ab.

Darauf rief der Metteur Jerschow den Anleger Mischka an die Maschine, schob ihm seine terpentingetränkte Faust vor die Nase und zog die kurzen Brauen zusammen. Mischka muckste nicht. Iwan Semjonytsch verstand, daß man dem Mischka das Maul verboten hatte.

■

Es war ein gräßlich trüber Tag. Zwei Wochen regnete es schon. Aus dem Erdboden drang der Lehm mit widerlich dumpfem Geruch durch den Sand. Langsam schaufelte sich der Dampfer „Woge der Revolution" den Amu-Darja hinauf der Stadt entgegen. Der Dampfer trug zwei Kompanien roter Soldaten, Feldgeschütze und Munition. Er brachte Hilfe, weil tatsächlich die Basmatschen aus der Wüste vorrückten. Seine Langsamkeit kam daher, daß der Amu-Darja, der durch die Sandwüste fließt, sein Bett oftmals sprunghaft wechselt, und bei den vielen Stromschnellen und Sandbänken ist die reißende Strömung gefährlich. Außerdem hatten Banditen die Bojen von den Stromschnellen weggeschleppt, und Bojenleger gab es längst nicht mehr. Nachts warf der Dampfer Anker, und jede Nacht ging der Streit los: Die Soldaten verlangten, man solle trotz allem weiterfahren. Tatsächlich war Schlafen nicht ungefährlicher als Weiterfahren, denn die Boote der Basmatschen konnten unhörbar durch das Wasser gleiten. Der Dampfer löschte die Feuer und sicherte die Luken. Die Stadt war noch etwa zwölf bis fünfzehn Kilometer entfernt. Doch da setzte erneut heftiger Regen ein, der Himmel

verdüsterte und verdunkelte sich. Einige Matrosen sprangen an Land und klommen einen Hügel hinauf. Endlos dehnte sich die blaubraune Ebene, mit Flußkies bestreut, nichts deutete die Nähe der Stadt an. Der Besatzung wurde es trübe zumute. Man stritt lange mit leiser Stimme und beschloß endlich, Anker zu werfen und zu warten, bis es heller würde. Die straff gespannte Ankerkette zitterte in kurzen, bösen Schwingungen. Der trübgelbe Strom wälzte sich schwer und kalt unaufhaltsam vorbei. Die Nacht brach herein.

■

In der Stadt erwartete der Revolutionsausschuß sehnlichst den Dampfer. Seit zwei Tagen war der Landungsplatz mit roten Wimpeln geschmückt, die bereits zu bleichen begannen. Der wütende Regen riß sie zum Teil los. Die halbe Stadt war von Kosaken bewohnt. Der Revolutionsausschuß argwöhnte, sie könnten gemeinsame Sache mit den Basmatschen machen, und wagte deshalb nicht, obwohl die übrige Bevölkerung Waffendienst tat, die Kosakenschaft mit zur Verteidigung aufzurufen. Die Kosaken gingen, trotz Regen und Sauwetter, mit umgehängtem Gewehr, sangen und spielten Harmonika — die Instrumente hatten sie von der Front mitgebracht —, und all das vergrößerte den Argwohn. Die revolutionären Freiwilligen draußen vor der Stadt, die in den Schützengräben hockten, vor sich die Wüste, wandten die Köpfe zurück und lauschten schwermütig der heimischen Stille. Die Wüste lag düster und wild da. Drüben, etwa zwanzig Kilometer vor der Stadt, zwischen den Hügeln, hinter den zusammengebundenen Buschwipfeln, über die Satteldecken gebreitet waren, lagerten die Basmatschen. Unter ihnen der Ataman und General Kaschimirow. Die Kysylkum-Wüste hatten sie fast durchschritten, die Stadt war nicht mehr fern, hinter ihr lag der Amu-Darja und weiter noch das gesegnete, düftereiche Chiwa! Gleichwohl glaubten der Ataman, wie auch die ganze Horde, an die Stärke der Stadt! Schließlich fingen sie einen Kirgisen, einen wandernden Sänger, der von Chiwa nach Buchara unterwegs war. Der Mann, wie alle seines Gewerbes zu Übertreibungen geneigt, sagte ihnen, daß die Russen seit drei Tagen den Amu-Darja ableiteten, daß sie Kräfte besäßen, die er nicht einmal im Liede wiedergeben könne, und überhaupt gewaltige Helden seien. Hier schoß ihm der Ataman Kaschimirow eine Kugel in den geöffneten Mund. Darauf berieten sich die Basmatschen, mit dem Ergebnis, der Barde sei ein ihnen zugeschickter Spion gewesen. Die nassen Lassos wurden an die Sättel gehängt, Steigbügel klirrten, die Basmatschen brachen gegen die Stadt auf.

Die Bevölkerung der Stadt aber grub tatsächlich seit drei Tagen unter Regen, in Schlamm und Dreck, einen Kanal. Der Dampfer „Woge der Revolution", der fünfzehn Kilometer vor der Stadt Anker geworfen hatte, war plötzlich ins Schaukeln geraten, die Besatzung eröffnete, halb im Schlaf noch, Feuer. Das Plätschern des Wassers hörte auf, und im regnerischen Morgengrauen bemerkten die Soldaten, daß der Strom um hundert Faden nach der Seite gerückt war. Der Dampfer saß hilflos im Schlick. Die Matrosen machten ein Boot flott, bis zu den Knien versanken sie dabei im Morast. Schwarz und glitschig ragte zu beiden Seiten das Knieholz. Mächtige Fische, die sich nicht mehr ins Nasse retten konnten, wanden sich in trüben kleinen Regenpfützen. Die Matrosen ruderten zur Stadt. Der Revolutionsausschuß erklärte die restlose Mobilisierung und die Beschlagnahme aller Hacken und Schaufeln.

In großer Unordnung gingen Abteilungen ans Flußufer ab, um den Kanal zu graben und den Dampfer dadurch flott zu machen. Der Regen stäubte, der graue Himmel hing tief herab. In der Druckerei war es kalt, die Schrift klebte zusammen, denn es war nichts vorhanden, um sie abzuwaschen, weder Terpentin noch Petroleum. Die Farbe war eingetrocknet, die Walzen rollten über den Satz, ohne daß etwas haften blieb. Die Arbeiter waren mit ausmarschiert, den Kanal zu graben, nur Iwan Semjonytsch und Mischka waren zurückgeblieben.

Nach wie vor schritt Iwan Semjonytsch rüstig zwischen den Setzkästen auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt, hustete und grämte sich, daß niemand da war, dem er die schönen Geschichten, die ihm durch den Kopf gingen, erzählen konnte. Mischka hatte sich, um nicht mit zum Schippen gehen zu müssen, einen Nagel in den Fuß eingetreten, hinkte, war tückisch und schnitt schmale Papierstreifen, mit denen er kreuzweise die Fenster beklebte: Beim voraussichtlichen Bombardement würden die dann nicht platzen. Iwan Semjonytsch ging unentwegt auf und ab. Er sah durch die Fenster und meinte, daß sie schon längst gewaschen werden müßten, vor Dreck seien sie undurchsichtig. Mischka bleckte die Zähne: Was man bei dem Regen noch waschen sollte, außerdem sei das vormittags geschehen.

Der Alte blickte unbekümmert seitwärts durch die Fenster, die vor seinen Augen verschwammen. Plötzlich erschien in der Druckerei der Kriegskommissar Tulumbajew.

Tulumbajew, ein untersetzter energischer Mann, hielt ein sauber beschriebenes Blatt Papier in der Hand. Er erklärte, den erhaltenen Nachrichten zufolge griffen die Basmatschen und die atamanische Horde unter dem Kommando des Generals Kaschimirow die Stadt von der Wüstenseite her an. In zwei Stunden würden sie die Schützengräben erreichen. Man könne aber die Arbeiter vom Ufer nicht zurückholen. Also müßten die Kosaken formiert werden. Im Kosakenklub sei bereits eine Versammlung einberufen worden; doch die Kosaken kämen nicht, wenn nicht sofort in der ganzen Stadt Aufrufe mit einem Telegramm aus der Hauptstadt angeklebt würden, wonach Kosaken und Turkmenen in ihren Rechten auf Wiesenland und Heumahd gleichgestellt seien und die Sowjetmacht somit keine Diskriminierung loyaler Kosaken zulasse. „Also", sagte der

Kriegskommissar abschließend, „jetzt hängt das Schicksal der Stadt von euch restlichen Arbeitern in der Druckerei ab. Es gilt jetzt nicht zu reden, sondern zu handeln!“ Er überreichte dem Alten das Manuskript des Aufrufs.

„Wann kann man die gedruckten Exemplare abholen?“ fragte er.

Und der Alte erwiderte: „In vierzig Minuten!“

Der Kriegskommissar drückte ihm die Hand, berührte flüchtig den Mützenrand und verließ mit betonter militärischer Strammheit die Druckerei. Der Sprühregen stäubte noch immer gegen die Fenster, es war still, doch in der Stadt begann bereits das Durcheinander: Man wußte nicht, wohin mit den Maschinengewehren, sollte man sie vor dem Gebäude des Vollzugsausschusses aufstellen oder hinaus in die Schützengräben bringen. Quer über die Straßen wurde Stacheldraht gespannt.

Iwan Semjonytsch stand da, das Manuskript in der Hand. Vor sich sah er eine feste, graue Fläche mit ebenmäßigen Linien darauf. Der Hals schmerzte ihn, er wußte nicht woher, in den Schläfen stach es so scharf, daß er den Kopf kaum wenden konnte. Mischka zappelte vor ihm hin und her und stampfte mit den Absätzen. Er erklärte, daß er gar keine Lust habe, sich wegen so eines alten Gauners, der sich als Setzer aufspiele, ohne setzen zu können, erschießen zu lassen. Jetzt büße er dafür, daß man ihn nicht rechtzeitig das Setzen habe erlernen lassen. Fauchend vor Wut packte er Iwan Semjonytsch am Arm, der so lang und unsäglich schwer herunterhing. Mischka führte den Alten zum Setzkasten, lief auf die andere Seite hinüber, stützte sich mit den Ellbogen auf den farbebeschmierten Rand und heulte wieder los: „Erschießen wird man mich, umbringen wird man mich deinetwegen! Die eigenen Leute erschießen mich! Willst du endlich setzen!“ Das Papier knisterte trocken, die Zeilen erstarrten und verschwammen. Plötzlich erinnerte sich Iwan Semjonytsch, daß seine verstorbene Frau kurz vor ihrem Tode ihn traurig angesehen und gesagt hatte: „Du bist ganz wie eine Bremse, Iwan Semjonytsch, fliegst wie ein Vogel und brummst wie ein Ochs.“ Dabei waren ihr die Tränen aus den Augen gekullert. Iwan Semjonytsch hatte sich damals über die Tränen gewundert, er hatte es sich so erklärt, daß die Alte ungern starb, daß sie vom Leben nicht scheiden wollte. Jetzt, wo er das Manuskript in den Händen hielt, dessen Zeilen er nicht entziffern konnte, begriff er, wie er sich selbst viele Jahre hindurch betrogen und die anderen ihn aus Mitleid mit betrogen hatten. Er begriff viele Gespräche. Er begriff, warum immer so wenig zu setzen war, und warum die Setzer jedesmal sagten, daß nichts mehr zu tun sei, und daß er, Iwan Semjonytsch, ruhig Feierabend machen und gehen könne. Iwan Semjonytsch war dann immer gegangen und in der Stadt herumspaziert und hatte gedacht: Das nenn ich mir ein angenehmes und würdiges Alter. Dabei aber behielt man ihn, einen alten Schwätzer und Prahlhans, weiß Gott wozu, in der Druckerei, verrichtete seine Arbeit mit, fütterte ihn durch ... Und



jetzt soll seinetwegen, seiner Unfähigkeit wegen ... Sein Herz zuckte müde. Sollte die Stadt seinetwegen dem Feind in die Hände fallen?
Mischka brüllte noch immer:
„Setz! Setz!“ Seine Schimpfwörter waren unerschöpflich.
Iwan Semjonytsch rüttelte verzweifelt am Setzkasten: Der dritte von oben mußte es sein. Das ganze Schrankgestell wackelte. Er stellte den Winkelhaken auf zehn Konkordanzen. Mit einem Ruck hob er den Setzkasten auf den Schrank, einige Gevierte fielen dabei heraus. Seine Finger packten den Buchstaben G — so fingen ja alle Aufrufe an. Es schien ihm, als hätte er nicht das G gegriffen, sondern einen Buchstaben, der davor oder daneben lag. Seine Augen richteten sich auf den Buchstaben. Der Buchstabe war kalt, schwer und matt, als wäre er schon gänzlich abgebraucht und zerschrammt. Hilflos sah Iwan Semjonytsch aufs Fenster, auch das Fenster war zerschrammt wie ein rosig flimmerndes Spinngewebe, und hob den Buchstaben ganz nahe an die Augen ... sah: Ein unklares Oval glänzte in seinen glatten, nebelhaften, wie verjüngten Fingern. Er konnte den Buchstaben nicht entziffern. Tut nichts! Der Winkelhaken zitterte ihm in der Hand.
Tut nichts? Also kann er, ein alter Setzer und Arbeiter, seiner Klasse und den Armbauern nicht helfen, die für die sozialistische Revolution kämpfen? Ist denn er, ein alter Arbeiter, nicht imstande, seine ganze Kraft zusammenzureißen, um den Text zu entziffern? Darf er denn in diesen Minuten hilflos dasitzen, während über das Schicksal vieler sowjetischer Menschen entschieden wird? Ist seine Willenskraft so geschwächt? Das kann und wird nicht sein!
Sein Hirn arbeitete fieberhaft. Er fühlte einen leichten Schüttelfrost in den Füßen. Der Kopf brannte, die Kehle war trocken. Er wird sich zwingen, die Buchstaben zu sehen. Sein Hirn schien zu lodern. Die unglaubliche Freude der schöpferischen Arbeit richtete ihn in die Höhe. Tränen rollten aus seinen Augen, und diese Tränen wuschen den Nebel fort, der in seinen Augen stand. Er sah plötzlich ganz deutlich den Setzkasten und die Buchstaben ... „Genossen!“ — war das erste Wort, das er in großen Buchstaben zu setzen begann.
Der Buchstabe wanderte von der Handfläche wieder zwischen die Finger zurück, in die biegsamen Finger, und jetzt merkte er, jetzt eben fiel es ihm ein, wie lange er nicht die Runzeln an seinen Fingern gesehen hatte ... wie lange! ... Aber er hatte keine Zeit nachzugrübeln, denn ganz klar stieg es ihm in die Augen, daß er nicht den Buchstaben G aus dem Kasten genommen hatte, sondern den Buchstaben H, der daneben lag. „Fehler!“ sagte er laut, warf den Buchstaben zurück und faßte mit festen Fingern, im Halbkreis um den Winkelhaken herum, das richtige G, dann das E, dann das N, und so weiter ... Der Aufleger Mischka rückte langsam vom Schrank ab, sah sich furchtsam um, strich sich — warum, wußte er selbst nicht — durchs Haar und begann die Stege zurechtzulegen, um den Satz in den Rahmen zu schließen. Der Rahmen wird mit dem Satz in die Maschine gelegt, dann kann der Druck losgehen. Mischka nahm erst einen ganz neuen Rahmen, faßte dann Mut, nickte sich selbst listig zu, so, als wolle er sagen, wir wissen schon: Dieser alte Fuchs hat uns die ganze Zeit zum besten gehabt! Iwan Semjonytsch, noch immer von der wunderbaren Freude erfüllt, die, sich bis zur Qual steigernd, in der Brust bohrte und in den Schläfen brannte, setzte in Eile einen Winkelhaken nach dem anderen aus. Ihm war, als hätte er ein Wort ausgelassen. Er prüfte nach, las nochmals, alles in Ordnung. Wieder begann er zu setzen, wieder schien es, ein Wort, diesmal ein ganz besonders wichtiges Wort, sei ausgelassen. Er spuckte ärgerlich aus, band den Satz mit einer Schnur zusammen, schob ihn auf den Abziehtisch und faßte den Griff, um die Walzen mit der Druckerschwärze über die Buchstaben laufen zu lassen. Seine Hände waren schweißnaß. Dampf stieg von seinem Gesicht auf.
„Roll rüber“, rief Mischka und legte ein Stück Tapetenpapier (Aufrufe wurden auf Tapeten gedruckt) auf, um die Walze darüber gehen zu lassen.
Iwan Semjonytsch sah den Bürstenabzug seines Satzes. Seit wieviel Jahren hatte er nicht einen Bürstenabzug von seinem Satz gesehen! Aber er hatte keine Zeit für Erinnerungen. Mischka grinste.
„Lies Korrektur, Alter!“
Da war der Druckfehler! Statt „Abwehr“ stand da „Abkehr“. Er griff nach der Ahle, um den falschen Buchstaben herauszuziehen und durch den richtigen zu ersetzen ... Plötzlich verschwand die Ahle vor seinen Augen, er verlor den Griff, seine Finger verirrten sich im Nebel, die Hand war nicht mehr da. Er ließ das Werkzeug zu Boden fallen, packte mit aller Kraft den Hebel der Maschine und blickte sich um. Die Druckerei war fortgeschwommen, ein roter, trüber Nebel war seine Welt. Er sagte:
„Leg auf, Mischka“.
Mischka pfiff und rief ihm zu: „Dreh rum!“ Bald danach kam ein Soldat, die Aufrufe zu holen. Sie gaben ihm alle siebzig Stück, vergaßen, einen für sich zu behalten. Eine halbe Stunde darauf rückten die Kosaken nach den Schützengräben ab. Die Maschinengewehre richteten ihre Mündungen gegen die Wüste, die Basmatschen zogen sich zurück. Nach weiteren fünf Stunden fuhr der Dampfer durch den fertigen Kanal den Amu-Darja hinauf!
Die ganze Stadt lief ihm entgegen. Man führte auch den alten Iwan Semjonytsch hinaus, unter beiden Achseln gestützt, er merkte nicht wie und wohin. Die Kosaken begrüßten in Reih und Glied — es sah etwas prahlerisch aus — den Dampfer mit „Hurra!“ Der Regen goß noch immer, die kleinen Tropfen sprühten dem Alten ins Gesicht. Irgendwer rief ihm zu: „Siehst du ihn? Prächtiger Kahn, was?“ Er antwortete: „Ich seh“, obwohl sich vor ihm eine unendliche Nebelhülle ausspannte, mittendrin ein roter Punkt — die Sonne.





Mitgliedschaft ruht nicht

Müssen während des Reservistenwehrdienstes Gewerkschaftsbeiträge bezahlt werden oder nicht?
Unteroffizier d. R. Riepl, Plauen

Da hier die Mitgliedschaft im FDGB bestehen bleibt, sind auch Mitgliedsbeiträge zu zahlen. Sie werden nach dem Wehrsold und dem Lohnausgleich des Betriebes berechnet.

Für die Jüngeren

Ein Tourist, der die Sowjetunion bereiste, erzählte mir, daß dort Jugendliche ein Abzeichen der Zivilverteidigung erhalten können. Ich würde mich freuen, Näheres darüber zu erfahren.
Gefreiter Lidwohn, Rostock

Das Abzeichen „Sei bereit zur Zivilverteidigung der UdSSR" wurde 1969 geschaffen. Mit ihm und einer Urkunde werden Schüler der 5. bis 8. Klassen geehrt, die das Programm der Zivilverteidigung ausgezeichnet erfüllen, Selbst- und gegenseitige Hilfe leisten können, die individuelle und kollektive Schutzausrüstung beherrschen und sich aktiv an Sportspielen und Wettkämpfen beteiligen.

Spielsoldaten

Zu Ihrer Diskussion über militärisches Spielzeug im Dezemberheft: Spielzeug dieser Art ist aus unserem täglichen Leben nicht mehr wegzudenken. Es gehört dazu, und wer das nicht wahrhaben will, ignoriert die gesellschaftlichen Veränderungen um uns herum. Aber auch beim Spielen kommt es auf den Inhalt an; er muß sich mit den Zielen unserer Friedenspolitik decken, und ich denke, wir sind bisher gut damit gefahren. Was allerdings Qualität und Auswahl des Spielzeugs betrifft, gibt's noch einiges aufzuholen.
Unterfeldwebel d. R. Lechim, Wolfen

Wechsel um Mitternacht

Demnächst werde ich einberufen. Ab wann ist man praktisch Armeeangehöriger? Beim Eintreffen in der Dienststelle? Nach der Vereidigung?
Hans-Dieter Volkmer, Zerbst

Das Wehrdienstverhältnis beginnt um 0.00 Uhr des Einberufungstages.

Der Weltgendarm

Teilen Sie mir doch bitte mit, wieviel US-Soldaten sich in Europa aufhalten.
Unteroffizier Callun, Senftenberg

320 000 sind in Westeuropa stationiert, die Hauptkraft – 220 000 Mann – in Westdeutschland. In England, Spanien, Portugal, Türkei und Island befinden sich kleinere Einheiten.

„Auf den Schlips getreten"

Mit keiner anderen Frage als nach dem „Matrosenschlips" (Postsack 11/69) hätte sich Obermatrose Schulze besser in aller Öffentlichkeit blamieren können. Es ist traurig, daß ein Matrose über die Tradition seiner Uniform so wenig weiß. Ich möchte ihm das Buch „Seemann, Tod und Teufel" vom Hinstorff-Verlag, Rostock, empfehlen.
Maat d. R. Rückert, Sedlitz

Kein alltäglicher Stadtbesuch

Drei erlebnisreiche Tage verlebte die Besatzung des Minenleg- und -räumschiffes „Karl-Marx-Stadt" in ihrer gleichnamigen Patenstadt. Das war der Lohn für die Leistungen zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR, denn unsere „blauen Jungs" wurden Wettbewerbssieger in ihrer Abteilung. Es kam zu vielen Treffen, so auch in der Johannes-R.-Becher-Oberschule. Matrosen und Junge Pioniere berichteten über ihre Arbeit. Ein Höhepunkt war der Empfang beim Oberbürgermeister Kurt Müller. Hier wurde Stabsmatrose Rolf Prasche, „Bester" der Besatzung, als „Aktivist der sozialistischen Arbeit" geehrt. Beim „Bordfest" im Großdrehmaschinenbau „Fritz Heckert" herrschte eine großartige Stimmung. Soldaten auf Zeit unserer Stadt wurden verabschiedet und feierten gemeinsam mit den Matrosen.
Rolf Bräuer, Karl-Marx-Stadt

Sein Name ging um die Welt

Ich hätte gern die taktisch-technischen Daten des russischen Panzerkreuzers „Potemkin", auf dem 1905 der berühmte Matrosenaufstand stattfand.
Wolfgang Gründke, Schwedt



Stapellauf: 1900; Größe: 12 800 ts; Länge: 115,3 m; Breite: 22,3 m; Tiefgang: 8,5 m; Maschinenleistung: 10 600 PS; Geschwindigkeit: 16 sm; Besatzung: 741 Mann; Bewaffnung: 4 × 30,5-cm-, 16 × 15-cm-, 14 × 7,5-cm-Geschütze, 3 Torpedorohre.

Ehre, wem Ehre gebührt

Neulich stritten wir uns in einer kleinen Gesellschaft. Ich behauptete, in unserer Armee gäbe es nur ein „in Ehren entlassen", andere meinten, auch „in Unehren entlassen" wäre möglich. Stimmt das?

Ingrid Göpfert, Pirna

Beides ist möglich. Ein Genosse, der treu und gewissenhaft seine Pflichten erfüllt hat, wird in Ehren in die Reserve versetzt. In Unehren entläßt man einen Armeeangehörigen, welcher wegen großer Vergehen vom Wehrdienst ausgeschlossen wird. Er kann keine Rechte beanspruchen, die es für den Ehrendienst gibt.

Wer hebt zuerst die Hand?

Wen muß ein Offiziersschüler zuerst grüßen (außer Offizieren)?

M. Brink, Magdeburg

Dem Dienstgrad nach sind die Offiziersschüler gleichgestellt: Im 1. Lehrjahr dem Unteroffizier, im zweiten dem Feldwebel, im dritten dem Oberfeldwebel und ab 4. Lehrjahr dem Stabsfeldwebel. Dementsprechend ist auch die Grußpflicht einzuhalten.

Nächstes Jahr Jubiläum

Wann wurde das Deutsche Armeemuseum in Potsdam eröffnet?

Flieger Krumnach, Strausberg

Zum 6. Jahrestag der NVA am 1. 3. 1961.

Hat Grenzer nicht vergessen

Ich möchte Hauptmann Zschierpe meinen Dank aussprechen. Als Politoffizier und Parteisekretär hat er es verstanden, die Grenzsoldaten zu standhaften Kämpfern zu erziehen. Auch wenn ich nicht mehr in den Grenztruppen diene, so werde ich doch in den Kampfgruppen meinen Mann stehen. Den Genossen der 5. AK alles Gute!

Unterfeldwebel d. R. Hammerl, Stützerbach

Enttäuschte Liebe

Im April 1967 begann meine Bekanntschaft mit Gerd, der damals Unterleutnant in Trollenhagen war. Ich war damals 16 und er 22. Im Laufe der Zeit gewannen wir uns lieb. Gemeinsam verbrachten wir unseren Urlaub, gemeinsam besuchten wir beide Eltern, zu denen wir einen sehr guten Kontakt hatten. 1969 oder 1970 wollten wir heiraten. Viele Pläne hatten wir uns gemacht. Das letzte Mal sahen wir uns im März vergangenen Jahres. Die folgenden Briefe waren wie üblich. Doch dann ließ Gerd lange nichts von sich hören, obwohl er dazu Gelegenheit hatte. Erst eine Mitteilung an seine Eltern ließ ihn zur Feder greifen: „Ich möchte, daß wir uns ohne Groll trennen, denn ich möchte nicht zum Heuchler werden. Gute Freunde können wir doch bleiben." Ich schrieb ihm, daß wir uns aussprechen müßten, denn so leicht könne er es sich nicht machen. Ich erhielt keine Antwort. Ich ärgere mich sehr, daß mein Vertrauen so mißbraucht wurde, aber ich kann Gerd nicht hassen, ich habe ihn trotzdem noch sehr gern. Hat er nicht die Pflicht, mir den wahren Grund der Trennung zu nennen? Für meine Zukunft ist es wichtig zu wissen, warum diese Liebe scheiterte. Ich würde vielleicht in meinem Leben immer an diesen Punkt denken müssen. Wie soll ich mich verhalten?

Helga F., Zwickau

Wer von unseren Lesern möchte Helga einen Rat geben?

Ehemalige suchen sich

Meinen ehemaligen Hauptfeldwebel in Parow, Maat Kretzer, bitte ich um ein Lebenszeichen.

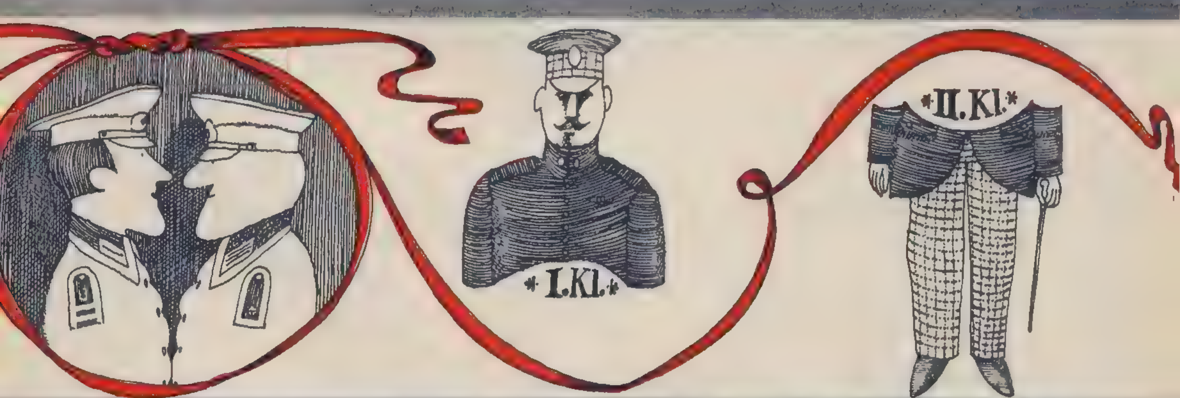
Stabsmatrose d. R. Richter, 86 Bautzen, Siegfried-Riesel-Straße 8

„Halbe" Offiziere

Erklärt mir doch bitte die Bezeichnung Warrant-Offizier, die in den Armeen Großbritanniens und der USA auftaucht.

Dietrich Mildner, Bischofswerda

Man kann sie mit „Feldwebelleutnant" übersetzen.



Warrant-Offiziere entsprechen im Dienstgrad etwa den Hauptfeldwebeln und verrichten Offiziersdienste. In der US-Armee gibt es vier Dienstgrade in dieser Kategorie (W-1 bis W-4), in der englischen zwei (II. und I. Klasse).

Die Kleinen wurden nicht vergessen

Auch Weihnachten 1969 haben wir an die Kinder unserer Betriebsangehörigen, deren Väter z. Z. in den bewaffneten Organen dienen, gedacht. 15,– Mark je Kind erhielten die Familien von dem Betreuungsbüro unseres Betriebes. 160 Jungen und Mädchen konnte so eine kleine Freude bereitet werden.
Hauptmann d. R. Schmidt,
VEB Braunkohlenkombinat Bitterfeld

Das Schießen, welches nie stattfand

In Eurem Postsack vom Oktober 1969 habt Ihr aber einen Bock geschossen, indem Ihr zitiert, das Hornberger Schießen wäre leer ausgegangen, weil alles Pulver in die Luft geknallt wurde. In den „Deutschen Heimatsagen" (Dr. Trommer, Kinderbuchverlag 1963) steht aber: Das kleine Dorf Hornberg im Schwarzwald wollte einstmals ein großes Schießen halten, machte gewaltige Zurüstungen und lud alle Welt zu diesem Fest ein. Die Hornberger hatten wirklich auch für alles, was bei einem solchen Schießen erforderlich ist, wohl gesorgt. Nur eines hatten sie vergessen: das Pulver. Daher sagt man, wenn eine mit viel Lärm angekündigte Unternehmung leer und erfolglos endet: Das geht aus wie's Hornberger Schießen!
Gefreiter d. R. Schneider,
Hoyerswerda

Auch diese Variante glauben wir gern. Unsere Quelle nannte die von uns damals veröffentlichte Fassung. Bei Anekdoten gibt es viele Versionen, wer will da feststellen, welche die richtige ist?

Kampfsportnadel abgelöst

Ich habe gehört, daß es in der NVA ein neues, spezielles Sportabzeichen gibt. Dürfen es auch Reservisten erwerben?
Unteroffizier d. R. Nienen,
Güstrow

Das Militärsportabzeichen können alle Armeeangehörigen, Zivilbeschäftigten der NVA sowie Reservisten (während der Zeit des Reservistenwehrdienstes) erwerben.

Der Möbelwagen kann rollen

Ich bin Potsdamer Bürger. 1954 meldete ich mich zur damaligen Deutschen Grenzpolizei und schied nach dreizehn Jahren aus den Grenztruppen der NVA aus. Vor meiner Versetzung in die Reserve beantragte ich in meinem Heimatort eine Wohnung. Jetzt teilt mir der Rat der Stadt Potsdam mit, daß ich in Potsdam kein Wohnrecht beanspruchen kann, da ich außerhalb meines Heimatortes geheiratet habe. Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, wie ich mein Recht geltend machen kann.
Gerhard Klimczak,
Schulzendorf

Als ehemaliger Berufssoldat steht Ihnen das Wohnrecht in dem Ort zu, in dem Sie eine Tätigkeit aufnehmen. Das gilt auch für Städte, in denen der Zuzug eingeschränkt ist, oder bei einer Rückkehr zum früheren Wohnort. Dieses Recht garantiert Ihnen die Förderungsverordnung des Ministerrats. Weisen Sie bitte den Rat auf die Verordnung hin, die auch dort vorhanden sein muß.

Ehrenamtliche Arbeit

Für welche Zeit werden Militärschöffen gewählt?
Feldwebel Morgenstern,
Eggesin

Die Schöffen an den Militärober- und Militärgerichten werden für zwei Jahre gewählt.

AR-Markt

Biete:

Jahrgang 1967 (3–13), Jahrgang 1968, Jahrgang 1969 (1–3, 6–8), Harald Bassian, 117 Berlin, Wendenschloßstraße 285

Suche:

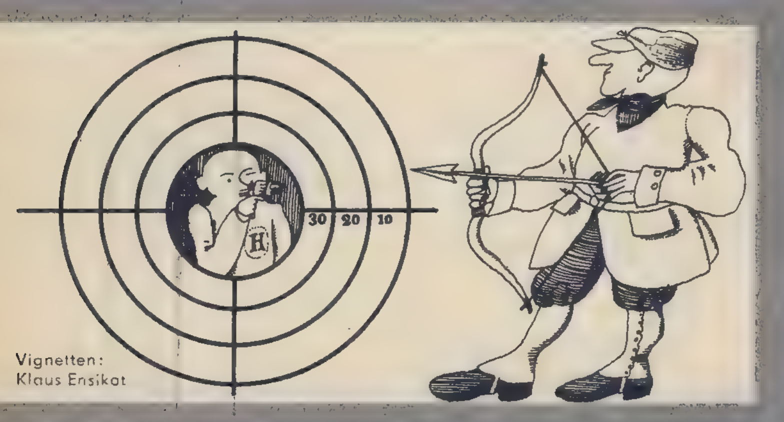
Jahrgänge 1956–1969; als Gegenwert kann ich Schallplatten, Bücher, Zeitschriften, Ansichtskarten o. a. schicken. Zuschriften in deutscher, polnischer, ukrainischer, spanischer oder rumänischer Sprache an Wasilij J. Switalskij, Poste Restante, Wladiwostok, UdSSR

März- und Maiheft 1969, Roland Heinrich, 7201 Gestewitz, Im Winkel 22

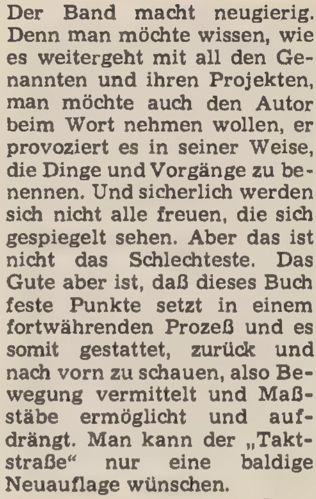
2, 7, 8, 9/1969; Gisela Hannemann, 171 Luckenwalde, Mühlenweg 3.

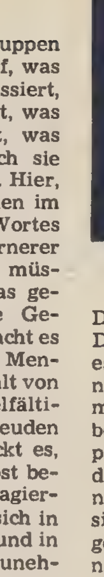
Nur für Historiker?

Setzt der Beitrag auf Seite 44 „Melder der Roten Ruhrarmee" zu viele historische Kenntnisse voraus? Regt er Sie eventuell an, sich mehr mit den bewaffneten Kämpfen des Proletariats zu befassen? Bitte schreiben Sie uns!
Die Redaktion



Vignetten: Klaus Ensikat





DMV, 304 S., 9,50 M

Wolfgang Schreyer und Jürgen Hell: „Aufstand des Sisyphos“

W. Schreyer berichtet über die Expansionspolitik der USA und über die antiimperialistische Volksbewegung in der Dominikanischen Republik. Dr. J. Hell widmet seinen Beitrag vor allem der jüngsten Geschichte Cubas.



Verlag Neues Leben 1969, 433 S., 9,20 M

Jan Koplowitz: „die taktstraße“

Geschichten aus einer neuen Stadt

Nein, keinen Satz darüber, ob das, was vorliegt, eine „herkömmliche“ Reportage ist, eine „offene“ oder was auch sonst. Der Verlag offeriert kurzerhand „Geschichten“, damit die lyrischen Äußerungen (Chansons, Lieder, Schlager) und die dramatisierten Szenen ausklammernd oder sie vielleicht einschließend, weil mit ihnen ebenfalls Geschichten erzählt werden. Wer etwas über die Reportage als Genre wissen will, der muß diese Arbeit sowieso lesen plus Veröffentlichungen oftgenannter, angesehener Autoren.

Da kommt also ein Schriftsteller auf einen Bauplatz, der sich in wenigen Jahren schon als mächtige Stadt entpuppen wird, und er schreibt auf, was ihm begegnet und was passiert, was ihn bewegt; er zeigt, was den Arbeitern begegnet, was mit ihnen, um sie, durch sie passiert, was sie bewegt. Hier, in Halle-Neustadt, werden im wahrsten Sinne des Wortes Säulen gesetzt, die in fernerer Zukunft noch bestehen müssen. Der Autor stellt das geplante und ungeplante Gewimmel auf Zeitlupe, macht es durchschaubar, holt die Menschen ins Licht und erzählt von ihnen und von ihren vielfältigen Anstrengungen, Freuden und Sorgen. Und er packt es, das kann man ihm getrost bescheinigen, mit einer engagierten, prononcierten Art, sich in Vorgänge einzumischen und in seinem Bemühen, teilzunehmen. So lernt der Leser in vielen Einstellungen Zeitgenossen kennen, die Nachahmenswertes vollbringen, die ihre Ecken haben, die sich aber als Beteiligte an einem großen Werk fühlen und die den Konflikten nicht ausweichen, die notwendigerweise auf sie zukommen oder – die sie sich selbst schaffen.

Der Band macht neugierig. Denn man möchte wissen, wie es weitergeht mit all den Genannten und ihren Projekten, man möchte auch den Autor beim Wort nehmen wollen, er provoziert es in seiner Weise, die Dinge und Vorgänge zu benennen. Und sicherlich werden sich nicht alle freuen, die sich gespiegelt sehen. Aber das ist nicht das Schlechteste. Das Gute aber ist, daß dieses Buch feste Punkte setzt in einem fortwährenden Prozeß und es somit gestattet, zurück und nach vorn zu schauen, also Bewegung vermittelt und Maßstäbe ermöglicht und aufdrängt. Man kann der „Taktstraße“ nur eine baldige Neuauflage wünschen.

Claus

„Bandit zu besichtigen“

(Italien)

In den Bergen habe es einen Schußwechsel zwischen dem Banditen Taddeu und einer Abteilung Carabinieri gegeben, Touristen hätten den Schlupfwinkel Taddeus aufgestöbert und dann der Polizei mutig zur Seite gestanden, meldet der Sender Nuoro auf Sardinien. Was sich wirklich ereignete, offenbart Regisseur Fontato in seinem Film, der nach Tatsachen entstand.

Vom Ferienbetrieb übersättigt, hatten sich Nanni, Carlo, Gabriella und Nino ein Erlebnis erkauft, das unter die Haut geht: Ein Rendezvous mit dem steckbrieflich gesuchten Taddeu. Die Touristen ergötzen sich an der blutrünstigen Lebensgeschichte des Banditen und sind unter seinem Einfluß bereit, selbst zu Mördern zu werden. Aus dem makabren Vergnügen wird blutiger Ernst.

Ein spannender Film, der die Scheinmoral der spätbürgerlichen Gesellschaft entlarvt.

K.





Unterwegs

Ein bedeutendes Filmkunstwerk der DEFA
und des Mosfilm-Studios Moskau
vor seiner Premiere



„Als ich mich im März 1919, anderthalb Jahre nach der Oktoberrevolution, im Auftrage der Zentrale der KPD auf den Weg machte, um mit chiffrierten Briefen über grüne Grenzen, durch zwei von weißen Banden besetzte baltische Länder und durch die Fronten des Bürgerkrieges nach Moskau zu gelangen, war ich schon zwei Jahre lang ‚auf dem Wege zu Lenin' gewesen", schreibt Alfred Kurella, Schriftsteller, Übersetzer, führender Kulturpolitiker und Mitglied des ZK der SED, in seinem 1967 erschienenen Erinnerungsband „Unterwegs zu Lenin".

Zu Ehren des 100. Geburtstages von Lenin ist der gleichnamige Film nach Motiven des Kurellaschen Buches entstanden, Gemeinschaftsproduktion der DEFA Babelsberg und des Mosfilm-Studios Moskau.

Held des Films ist Viktor Kleist, ein noch recht abenteuerlicher Jungkommunist. Im Zusammenhang mit dem Vorstoß der Reaktion auch in Bayern nach der Ermordung des der USPD angehörenden Ministerpräsidenten Kurt Eisner am 21. 2. 1919 durch den Grafen Arco-Valley wird Kleist – führender Kopf der Freien Sozialistischen Jugend in München – gezwungen, die Stadt zu verlassen. Zusammen mit seinem Freund und Genossen Martin Schenzinger, Arbeiter aus den Bayrischen Motorenwerken, gelangt er nach Berlin, wo die Märzkämpfe gerade mit einer Niederlage der revolutionären Kräfte geendet hatten. Viktor und Martin finden den Genossen Wolf, einen der wenigen nicht verhafteten Funktionäre der verbotenen KPD.

„Hört mal", sagt er zu den beiden, „euch schickt der Herrgott. Kurz und knapp: Wollt ihr nach Moskau? ... Zu Lenin! ... Ihr übergebt zwei Briefe und bringt zwei Packen Zeitungen hin ... Also, was? Einverstanden?"

Viktor, begeistert: „Mensch, Martin!"

Martin, strahlend: „Es lebe die Weltrevolution!"

Erich: „Pscht! Nicht so laut!"

Viktor Kleist trägt die Züge des jungen Alfred Kurella, Sohn einer „alten Intellektuellenfamilie mit solider bürgerlicher Kultur“ (Kurella), der ausgebrochen ist aus seinen Klassenschranken in die Reihen der Arbeiterklasse. Die Filmhandlung spielt vor fünfzig Jahren, ist aber keinesfalls nur eine historische Geschichte. Kurella hätte seine Erinnerungen nicht aufgeschrieben und Helmut Baierl, Jewgeni Gabrilowitsch (als Autoren) und Günter Reisch als Regisseur hätten diese Erinnerungen als Stoff ihres Films nicht gewählt, wenn sie eine Sammlung von Histörchen wären. Das ist ein Gegenwartsfilm, denn heute ist es nicht anders als damals, schreibt Kurella, „jedenfalls da nicht, wo wir uns bewegen, an der Spitze der gesellschaftlichen Entwicklung. Der Sozialismus entwickelt sich außerordentlich schnell ... Das bedeutet aber, daß immerfort wirklich neue Probleme auf uns zukommen und Aufgaben zur Lösung drängen, die bis vor kurzem noch niemand geahnt hat ... In dieser Spannung zwischen Sollen und Können lernen wir, und ich möchte sagen, nur in ihr! Natürlich kommt es vor, daß man mit der Überlast des schwer zu Bewältigenden nicht fertig wird. In der Regel kämpft man sich jedoch nach einiger Zeit zu der Höhe der Situation durch, wird genau den Kopf größer, den man im ersten Augenblick zu klein war, und wächst dann noch darüber hinaus ...“
Das ist auch die Situation Viktor Kleists, des kaum vierundzwanzigjährigen Jungkommunisten, der über Nacht vom örtlichen sozialistischen Jugendfunktionär zum Kurier der Zentrale der KPD, zum Überbringer geheimer Parteiinformationen der deutschen Kommunisten an Lenin wird.

Am 20. März 1919 bricht eine abenteuerliche Dreiergruppe von Berlin nach Moskau auf: Viktor Kleist, Martin Schenzinger und George Gortschakow, cellospielender Sohn der Witwe eines emigrierten, mit dem Zaren verstrittenen zaristischen Generals, der in Moskau nach der ausgebliebenen Pension seines Vaters forschen möchte und den beiden jungkommunistischen Kurieren als Dolmetscher nützlich sein soll. Sie fahren getarnt „im Auftrage des bayrischen Unterrichtsministers in studentisch-wissenschaftlicher Mission“ in den Osten des damaligen Deutschlands.
Jenseits der Grenze sind sie ehemalige russische Kriegsgefangene. Die kleine Gruppe wird von einer weißgardistischen litauischen Banditengruppe zersprengt, Martin Schenzinger bleibt — tot-



geglaubt — zurück, und Viktor und George setzen ihren abenteuerlichen Marsch allein fort. Dann endlich treffen sie, nach vielen Strapazen und lebensgefährlichen Zwischenfällen, auf die Rote Armee — und werden gefangengenommen. Viktor weist sich als Spartakist aus und wird als Klassenbruder aufgenommen. Hinter den Linien der Roten Armee trifft er wieder mit seinem Freund Martin Schenzinger zusammen, der schon den roten Stern am Hut und den langen Mantel der Rotarmisten trägt.
Das ist Bild 37 des Films. Ich bin bei den Dreharbeiten dabei: Landstraße mit Hügel (Außen — Tag). Eine Rotgardistenkapelle mit durchschossenen Trompeten, verbeult und blind ist das Metall, bläst für die beiden „Genossen Deutschland" aus Bayern einen Tusch, denn die Bayrische Räterepublik ist eben ausgerufen, in der Umarmung teilt Martin das seinem Genossen Viktor mit. Das ist neben der ungarischen nun schon die zweite Räterepublik außerhalb des Sowjetstaates. Ist sie der Beginn eines Umsturzes in ganz Deutschland, der Anfang der Weltrevolution? — Das sind die Hoffnungen Viktors und Martins.





Viktor Kleist, unterwegs zu Lenin, endlich hinter den Linien der Roten Armee (Bild rechts oben). Günter Reisch (Regie) und Jürgen Brauer (Kamera) noch unzufrieden: „320 zum 9. Mal!" (Bild Mitte). Das ist die „320": Viktor (Gottfried Richter) und Martin (Helmut Habel), die sich totglaubten, von Rotarmisten wieder zusammengeführt. Glücklichster Moment zweier deutscher Jungkommunisten unterwegs zu Lenin (Bild links oben).

Dann ist Viktor in Moskau, in der Stadt Lenins! Er lernt die Genossen des Zentralkomitees des Komsomol kennen, soweit diese nicht an den Fronten des Bürgerkrieges sind: Die schöne, energische Lena, Schwarkin, Fedja, Schatzkow, Riwkin und andere. Jetzt, Ende April 1919, umfaßt die sowjetische Republik nur noch Petersburg und ein Gebiet bis etwa 300 km südlich von Moskau, im Osten nicht ganz den Ural erreichend. Die Revolution ist durch die aus allen Himmelsrichtungen auf Moskau vordringende militärische Konterrevolution tödlich bedroht. In dieser Situation eröffnet sich Viktor Kleist eine völlig neue, die sowjetische Welt. Er begegnet Lenin auf Schritt und Tritt — auf den Straßen, auf den Plätzen, nicht körperlich und doch körperlich, im Denken, Handeln und Fühlen seiner neuen sowjetischen Genossen. In den Briefen, die er brachte, und die Lenin inzwischen erhalten hat, hieß es, daß in Westeuropa eine internationale Konferenz der sozialistischen Jugend geplant ist. „Lenin möchte", sagt Schatzkow zu Viktor, „daß diese



Konferenz mit unserem Geist erfüllt wird. Wir brauchen ein Programm, mit dem wir dort auftreten können ... Du sollst in der Vorbereitungskommission mitmachen ...“
Viktor arbeitet, vorwiegend mit der Wassiliewa, das ist Lena. Sie diskutieren, heiß und mit der Entschiedenheit der Jugend. Sie besuchen das Theater, sie treffen George als Cellisten im ersten revolutionären Opernorchester Moskaus, sie treffen auch Martin wieder. Viktor lernt von Lena, daß „ich liebe Lena“ auf russisch nicht „Ja ljublju Lena“, sondern „Ja ljublju Lenu“ heißt – und er erfährt von Schatzkow: „Als Delegierte des Komsomol zur internationalen Jugendkonferenz in der ungarischen Räterepublik fahren die Genossen Schatzkow und Viktor Kleist. — — — Setz dich. – Es ist beschlossen.“
Viktor will nicht, glaubt, nach München zurückzumüssen, denn dort ist die hoffnungsvolle Räterepublik gerade blutig geschlagen worden, der weiße Terror wütet, seine Genossen verröcheln vor den rauchenden Karabinerläufen der entfesselten Konterrevolution.
Schatzkow: „In unserem Programm haben wir geschrieben: Die kommunistischen Jugendorganisationen anerkennen die Disziplin der III. Internationale. Haben wir das geschrieben oder nicht?“
Viktor: „ ... wenn ich sage, daß ich nach München muß, dann muß ich einfach nach München. Ich bin doch ein Mensch. – Ein Mensch, verstehst du das?“

Schatzkow: „Nein!“

Aber kurz darauf versteht Viktor, und auf die Frage Riwkins „Beschlossen?“ antwortet Viktor: „Beschlossen!“ Viktor lernt in Moskau von jungen Leninisten, was proletarische Parteidisziplin ist. Und er lernt: Die Welt sieht dann anders aus, wenn man sie mit den Augen der gesamten Arbeiterklasse und unter dem Gesichtspunkt der Beseitigung ihrer dringendsten Nöte betrachtet. Wer die nächsten Aufgaben der Menschheit lösen will, muß an erster Stelle die Interessen der Arbeiterklasse durchsetzen und alles diesen Aufgaben unterordnen.

Und so versteht Viktor, was sein Herz in diesem Augenblick vielleicht noch nicht begreift: Er kann nicht nach München, den geschlagenen Genossen zu Hilfe eilen, er muß auch Lena in dem Augenblick lassen, in dem sich beide ihre Liebe gestanden haben. Abschied von Moskau, Abschied von Lena.

Unmittelbar nach der Hauptszene Lena—Viktor komponieren die Filmschöpfer im Drehbuch Lenins Gespräch mit Viktor, Höhepunkt des Films. Lenin persönlich delegiert Viktor zum Jugendkongreß nach Ungarn.

Viktor zweifelt, daß er imstande ist, diese seine bisher größte Aufgabe zu lösen. „Wir alle machen alles zum ersten Mal!“ antwortet ihm Lenin und sagt: „Gehen Sie!“

Nach fünfzig Jahren erinnert sich Viktor Lenas: „Lebt sie oder ist sie tot? Ich weiß es nicht ... Ich weiß nichts von ihr.

Sie blieb in mir, zusammen mit dem Moskau von damals, mit seiner Schönheit und seinem Elend ... und mit jenem Menschen, der mir gesagt hatte: ‚Geh!‘ “

„Was hatte sich denn so geändert ... in mir?“, fragt sich Kurella am Ende seines Buches. Und aus seinen vielen Antworten sei die wichtigste zitiert: „Eigentlich ist alles mit den Worten gesagt: Lenin war in mein Leben getreten ...

Das aber war das Fazit: Ich habe dienen gelernt der großen Sache und der Organisation der Kommunistischen Partei, ohne die diese große Sache niemals aus der Idee zur Wirklichkeit werden kann.“

Der Film ist eine echte Koproduktion. Deutsche und sowjetische Schauspieler, Autoren, Kameraleute, Regisseure usw. Den Viktor Kleist spielt der Schauspielschüler Gottfried Richter aus Leipzig. Den Martin Schenzinger spielt der Nichtschauspieler Helmut Habel. Mitautor des Drehbuches ist Jewgeni Gabrilowitsch, Autor solch bedeutender Filme wie „Ein Kommunist“, „Lenin in Polen“ und „Erzählungen über Lenin“.

Ich habe mit Günter Reisch, dem Regisseur, gesprochen. Er ist ein Mann, der gerne (und gute) historische Filme macht. Am „Lied der Matrosen“



arbeitete er mit, drei Teile von „Gewissen in Aufruhr“ hat er gedreht und den Liebknechtfilm „Solange Leben in mir ist“. „Wenn man als Filmmann was erzählen will“, sagt er, „braucht man eine gute Geschichte. ‚Unterwegs zu Lenin‘ ist eine, und – was die Leser des Soldatenmagazins sicher genauso wie uns interessiert – ist es eine Geschichte von jungen Menschen. – Wir wollen Antwort geben auf die Fragen der jungen Menschen heute. Was ist Kämpfertum? Wie wächst der Mensch? Was ist kommunistisches Heldentum beim Aufbau des Sozialismus und beim Schutze dieses Aufbaus? Zum Beispiel in Westdeutschland wird von jungen Menschen, Studenten, viel opponiert und protestiert. Alfred Kurella, Viktor Kleist, auch das waren Studenten, revolutionäre Studenten, Lenins Bild trugen sie weniger auf Transparenten vor sich her, sie trugen es im Herzen. Wer es im Herzen trägt, der weiß: Der Staat, das ist die Macht, und die Macht muß genommen werden, Opposition allein führt zu nichts!“

Und das ist das Revolutionäre am Film: Er zeigt den Weg *eines* Menschen zum Leninismus. Vor dem ersten Weltkrieg war Kurella ein begeisterter „Wandervogel“, dann ein romantisierender, individualistischer Kriegsgegner. Im Bild 14 des Films lernen wir im „Berliner Zentrum der jungen Hasser der Bourgeoisie“ (1919!) in den Bourgeoissöhnchen Rosenow und Motsch Menschen kennen, die nicht die Kraft hatten, den Weg Viktors (und Kurellas) vom bürgerlich-liberalen Studenten zum Kämpfer der Arbeiterklasse zu gehen. Eine Szene voller revolutionärer Heiterkeit und doch gleichzeitig von höchstem revolutionären Ernst, hochaktuell für heute, fünfzig Jahre danach ... Und das Schlußbild, das 59., gedreht im Oktober 1968 in Berlin-Schöneweide, Nähe S-Bahnhof: Ein Strom ehemaliger russischer Kriegsgefangener verläßt im August 1919 auf einem Güterbahnhof im Osten Berlins einen Heimkehrerzug.



Sowjetbürger und Rotgardisten – erschienen, die Abgesandten des roten Bayern zu begrüßen. (Bild links). Die Sowjetmacht gibt Viktor eines ihrer wenigen Flugzeuge. Bald wird der Kurier der KPD Lenin in seinem Arbeitszimmer im Kreml persönlich gegenüberstehen! (Bild oben).

Unter den Soldaten, die von Frauen, Greisen und Kindern nach fünf Jahren Krieg und Gefangenschaft unter Tränen der Not und der Freude empfangen werden – Viktor Kleist. Ein Kurier der Zentrale der KPD – ging er vor Monaten nach Moskau zu Lenin. Getarnt als Kriegsgefangener kehrt er – ein Kurier Lenins – zurück, das von Lenin bestätigte Programm einer internationalen Jugendkonferenz auswendig gelernt als kommunistische Konterbande im Kopf, mit Lenin weiter unterwegs auf dem Wege zu Lenin ...

Und das ist die „Zwischenbilanz“, die der 72jährige Berufsrevolutionär Alfred Kurella 1967 in seinem Buch zieht, gleichzeitig die Quintessenz des Films für uns:

Der Weg zu Lenin über Ländergrenzen und durch Kriegs- und Klassenfronten im Jahre 19 war das Abenteuer eines Jungkommunisten, beschwerlich, gefährlich und kühn. Es dauerte an die zwei Monate. Aber „Unterwegs zu Lenin“ zu sein ist weit mehr als ein Abenteuer, das ist das Leben des Kommunisten. „Ich ging mit den Menschen, und ich lebte mit den Menschen. Viele Jahre war ich unterwegs, bis ich sagen konnte: Ich habe mich in der Welt, die Lenin als Denker und Politiker darstellt, einigermaßen zurechtgefunden ... Und da sich das Werk, das Lenin geschaffen hat, aus seinem Geist heraus ständig weiter entwickelt, bin ich eigentlich geneigt zu meinen, daß ich immer noch zu ihm unterwegs bin.“

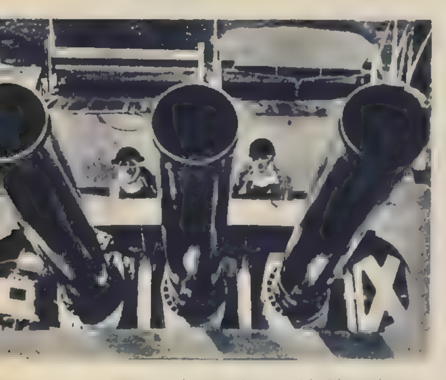
Heinz Herzer



Raketen gegen Hagel

Die Bekämpfung von Nebel, tiefen Wolken und anderen Witterungserscheinungen über Flugplätzen wird immer bedeutungsvoller. In der ČSSR wurden verschiedene Versuche unternommen, Nebel mit Trockeneis zu beseitigen. Aus Flugzeugen oder auch vom Boden wurde dazu das Trockeneis in den Nebel bzw. in die starke Wolkendecke geschleudert. Gegen Hagel und dichte Regenfälle versucht man mit Raketen vorzugehen, die jodhaltige Stoffe in die Wolken tragen. Auch mit Artillerie sind Hagelwolken „beschossen" worden.

Wasserbombenwerfer Limbo



Die britischen U-Abwehrfregatten sind zur Bekämpfung von Unterseebooten mit dem dreirohrigen reaktiven Wasserbombenwerfer Limbo ausgerüstet. Das Kaliber dieser Waffe beträgt 304 mm. Die Rohre sind in Drillingssätzen zusammengefaßt und um 360 Grad schwenkbar. Je zwei dieser Sätze befinden sich auf dem Achterschiff. Ihre Schußweite beträgt 270 bis 910 Meter.

Mehrladegewehr M 59/66

Das jugoslawische Mehrladegewehr Modell 59/66 ist mit einem Magazin für 10 Patronen, Kaliber 7,62 mm, versehen. Neuerdings wurde es mit einem Schießbecher für Gewehrgranaten ausgerüstet. Das Bajonett wird beim Einsatz des Schießbechers nach unten abgeklappt.

Panzerabwehrwaffe „Miniman"

In der schwedischen Armee wird seit einiger Zeit eine neue Panzerbüchse, die „Miniman", eingesetzt. Die Waffe ist zur Bekämpfung von gepanzerten Zielen auf kurze Entfernungen gedacht. Das Kaliber beträgt 74 mm. Das Rohr ist aus Plaste gefertigt und wird nach dem Abschuß weggeworfen. Die gesamte Waffe hat eine Masse von nur 2,6 kg (Granate 0,88 kg). Die Länge beträgt 900 mm. Bei einer V_0 von 160 m/s wird eine Durchschlagsleistung von 340 mm (Panzerstahl) erreicht. Die Schußentfernung auf fahrende Ziele liegt bei 150 m, auf stehende Ziele bei 250 m.

TATRA-813 im Pionierdienst

Der auch bei uns genutzte vierachsige TATRA-813 wird bei den Pioniertruppen der Tschechoslowakischen Volksarmee als Pontonfahrzeug für den Park PMP eingesetzt. Die seitenbordlose Pritsche wurde dazu mit einer Gleiteinrichtung versehen, über die die Pontons zu Wasser gelassen werden.



Strategischer Bomber M-4

Seit über einem Jahrzehnt stehen die strategischen Kampfflugzeuge des sowjetischen Konstrukteurs Mjasistschew im Dienst der Fernfliegerkräfte der Sowjetarmee. Aus dem Grundmuster M-4 entstanden verschiedene modernisierte Versionen – Bomber, Raketenträger, Fernaufklärer und Lufttanker. Neben einer umfangreichen elektronischen Ausrüstung sind diese „Strategen" mit über 40000 kg Waffenzuladung (herkömmliche und Kernwaffen) versehen.

TOW in Massenproduktion

Die Hughes Aircraft Company in Tucson, Arizona, produziert die als beste amerikanische Panzerabwehrlenkrakete be-



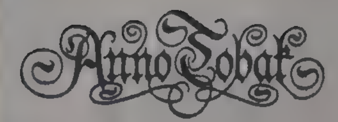
zeichnete TOW auf einer völlig automatisierten Fertigungsstraße. Diese schwere Infanteriewaffe ist für den Kampf gegen Panzer und Feldbefestigungen vorgesehen. Die Rakete kann von einem Mann von einem Dreibeinstativ abgefeuert werden. Auch an Hubschrauber kann sie außenbords aufgehängt sein. TOW wird über zwei Drähte gelenkt, die im Innern des Roketenkörpers abrollen.

1970 kein neuer SPW für US-Army

Wie aus einem Bericht zum Beschaffungsprogramm des US-Heeres für 1970 verlautet, wird es auch in diesem Jahr keinen neuen SPW geben, obwohl der M 114 als „unzulänglich" angesehen wird. Auch die Stabilisierung des Turmes für die „Shillelagh" (Panzerrakete) am Panzer M 60 A1 E1 ist noch nicht truppenreif. Für den „Kampfpanzer 70" ist lediglich die Fortführung der Entwicklungsarbeiten gedacht. 1974 soll er einsatzfähig sein. Bei der Rohrartillerie sind ebenfalls keine Neuerungen zu erwarten.

Bundeswehr erhält Kraftkarren

Für den Einsatz im Mittelgebirge sowie für Luftlandeunternehmen soll den Verbänden der westdeutschen Armee ein Kraftkarren zugeführt werden, der für den Transport einer Schützengruppe eingerichtet ist. Der „Kraka" soll im Gelände etwa 50 km/h erreichen. Im Schlepp an einem LKW sind 80 km/h möglich. Die Eigenmasse des Gefährts beläuft sich auf etwa 500 kg; die Nutzlast wird mit 950 kp angegeben. Mit Zusatzeinrichtungen sollen weitere Verwendungsmöglichkeiten geschaffen werden. So u. a. als Panzerjäger mit 106-mm-Leichtgeschütz, als Granatwerfer- und Raketenträger, als Funk- und Feuerleitstelle oder als SFL für eine 20-mm-Pak.



Die Schild-Pistole

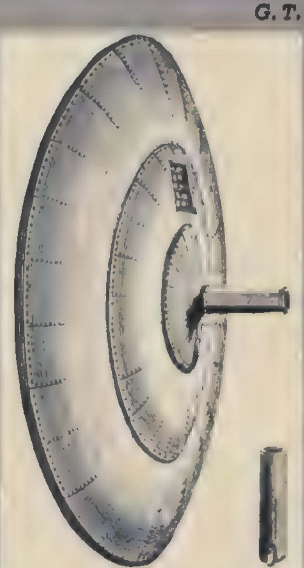
„Sicher ist sicher" mögen sich die Schöpfer jener ersten Waffen-„Systeme" gedacht haben, die sich aus zwei oder sogar mehreren Waffentypen zusammensetzten. Eine solche Kombination — z. B. die einer Schuß- mit einer Blankwaffe — blieb durchaus nicht immer eine Kuriosität der Militärtechnik, wie man vielleicht auf den ersten Blick vermuten könnte. So erwies sich die Verbindung des Infanteriegewehrs, also einer Feuerwaffe, mit einer kurzen Blankwaffe, dem Bajonett, militärisch als außerordentlich wirkungsvoll.

Ein anderes „System" hingegen sollte Eintagsfliege bleiben. Es stammt aus England und vereinigt in sich eine Schutz- mit einer Trutzwaffe, den Schild mit einer Pistole. 21 solcher Waffen befinden sich in der an wertvollen, einmaligen Stücken reichen Sammlung des Londoner Tower. Sie waren bereits in den Inventarien des von 1547–1553 regierenden englischen Königs Edward VI. enthalten.

Die Grundidee des Waffensystems entspricht durchaus den zeitgenössischen taktischen Auffassungen und Möglichkeiten. Ihr Schöpfer versprach sich von dem runden Schild einen wirkungsvollen Schutz des Körpers und des Hauptes des Schützen gegen Wurfgeschosse. Der Gegner konnte durch ein quadratisch vergittertes Guckloch anvisiert werden. Der Pistolenlauf durchbricht den Schild etwa in dessen Zentrum.

Die Konstruktion der für den Nahkampf sehr geeigneten Faustfeuerwaffe ist denkbar einfach und dennoch sehr bemerkenswert. Natürlich konnte das ganze „System" seinen Zweck nur dann erfüllen, wenn sein Träger die Deckung durch den Schild während des Nachladens nicht aufzugeben brauchte. So wurde die Pistole folgerichtig als Hinterlader gebaut. Das Laden der Waffe geschah durch Einführen einer mit Geschoß und Pulver gefüllten fingerhutartigen Stahlhülse (thimble). Zu jeder Waffe gehörten vier Stück. Gezündet wurde mit einer Luntenschloß-Vorrichtung. Dieses Schloß verblüfft. Es nimmt erst im 19. Jahrhundert „wiederentdeckte" Konstruktionselemente der Waffentechnik, so die Metallpatrone, vorweg. Ob gerade das die Konstruktion in Vergessenheit geraten ließ, weil Fertigkeit und Werkzeuge der Büchsenmacher jener Zeit an der erforderlichen Präzision scheiterten?

G. T.



Vorderansicht der Schild-Pistole. Daneben die Ansicht der Stahl-„Patrone".



Rückansicht mit Pistolenschloß und Visierfenster.

Anno 1697 kaufte der preußische König Friedrich der Erste die Herrschaft Wusterhausen und schenkte sie seinem 10jährigen Sohn als Jagdrevier. Der junge Kronprinz, so wird berichtet, ließ mit Stock und Arrest die 10–15jährigen Burschen der Umgebung zur Jagd drillen. Im übrigen nahm *und* gab er. Selbst König geworden, gab er Wusterhausen das „Königs" vor den Namen; die 30 längsten Burschen aber mußten mit nach Potsdam in sein Leibregiment. Mithin stand die Wiege der „langen Kerls" des „Soldatenkönigs", wie man ihn später nannte, nicht in Potsdam, sondern im Schloß zu KW.
So wird nämlich Königs Wusterhausen heute im weiten Umkreis genannt, vertrauter und bequemer Weise. Gibt es ja auch laut Postleitzahlenbuch bei uns keine Gemeinde, Ortschaft oder Stadt, die mehr Silben als KW hat und nur wenige, die ebenso viele haben.

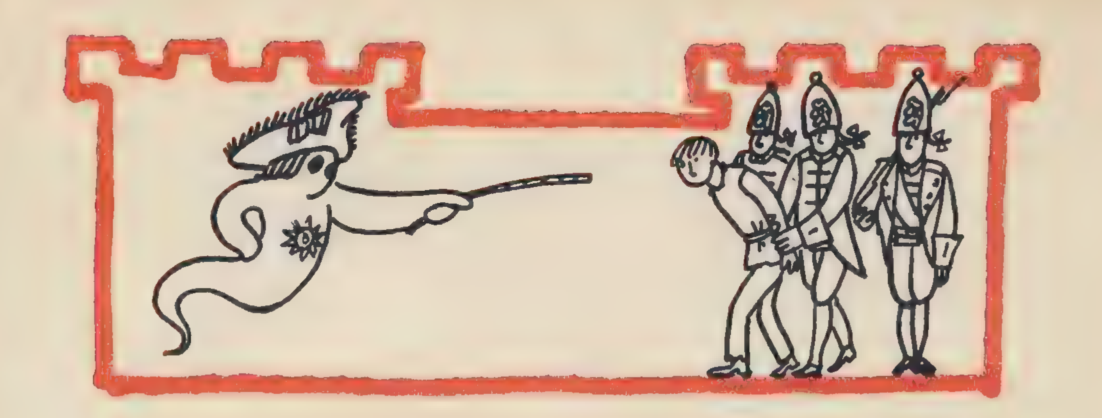


Der gute Geist vom Schloß

Von Major Heinz Huth

Und wer könnte übrigens Königs Wu... pardon: KW mit jenen wenigen, etwa mit Bärenstein Hutweide vergleichen! Vermessener der! Sie meinen, weil KW sogar Kreisstadt ist? Nein, vielmehr aus gegenteiligem Grund. Am Ostseestrand traf ich eine KWerin, die im Brustton der Überzeugung erklärte, sie sei eine Berlinerin. Die Berliner ihrerseits haben KW im Geiste bereits eingemeindet und betrachten es neuerdings wegen der Broiler und KIM-Eier als ihren Hühnerhof und im übrigen als Vorort. Beide Versionen haben neben den Sonnenseiten – der Spritztour nordwärts zum Einkaufsbummel auf der Karl-Marx-Allee und der Spritzfahrt gen Süden zu Mutter Grün andererseits – beide Versionen also haben auch ihre Schattenseiten.
„Unser Bahnhofshotel war als ‚Schuppen' bis Berlin-Lichtenberg und Schöneweide bekannt. Jugendliche, die dort Lokalverbot hatten, tauchten mit der S-Bahn hier auf. Bis 1951 fuhr ja bei uns nur die schwarze Bahn", erzählt Genosse Helmut Prange, der die SED als Stadtverordneter im ehemaligen Jagdschloß vertritt.
„Wir müßten bei rund 12 000 Einwohnern 60 freiwillige Feuerwehrmänner haben. Aber es sind nur 35. Berlin bietet zu viel Abwechslung. 50 Kilometer weiter ab gibt es keine Sorgen mit der Werbung", erklärt Kollege Wendt, LDPD-Stadtverordneter.
„Ja, es ist schon so", sagt Genosse Korch, ebenfalls SED-Stadtverordneter. „KW ist eine problematische Stadt. Wir haben ..."
Und da wären wir schon mitten im Thema. Und wir bleiben in seinem sprachlichen Milieu, wenn wir uns erst einmal zurufen: Zur Person!

Das erste Mal besuchte ich Genossen Korch in seiner Dienststelle. Was die Größe anbelangt, hätte jener „Soldatenkönig" seine helle Freude an ihm gehabt. Der Expander an der Schrankwand stieß mich darauf, daß Genosse Korch in den Gesichtszügen und in der Breite eigentlich Juri Wlassow, dem Gewichtheber, ähnelt. Die dritte Dimension läßt indes den Stabsoffizier erst ahnen.
Oberstleutnant Korch hatte gerade für die Stenotypistin ein Referat auf Tonband gesprochen. Das war für jene Dienststellen weitab bestimmt, für deren marxistisch-leninistische Schulung er mitverantwortlich ist. Ich glaube, er hat so ähnlich auf das Tonband gesprochen, wie er mir meine Fragen beantwortete: nicht hastig und nicht müde; sachlich und doch innerlich beteiligt; klar in der Aussprache und klar in der Gedankenführung; überzeugend, aber nicht überredend.



Bei unserem zweiten Zusammentreffen in seiner Wohnung nahm ich wahr, daß er in gleich ruhigem Ton auch manch drastische Formulierung benutzt, ohne sie indes auf der Zunge zergehen zu lassen. Ich glaube, er kann auch sehr energisch sein, und nicht nur, wenn er den schwarzen Pudel der Tochter aus dem Zimmer weist. Und sicher kann er sehr herzlich sein, nicht nur, wenn er mit der „Mutti“ des Hauses spricht oder den Genossen ABVer Prange um die Schulter faßt und ihn begrüßt: „Tag, Helmut. Na, wie hast du deine Prüfung bestanden?“ Nur – man müßte ihn einmal provozieren, den Genossen Oberstleutnant Korch. Ich möchte fast wetten, daß er selbst dann nicht aus der Rolle fällt.

Seit vier Jahren ist Oberstleutnant Korch Stadtverordneter von KW, und ebenso lange leitet er bereits die ständige Kommission für Sicherheit und Ordnung der Stadtverordnetenversammlung.

„Die drei Schwerpunktaufgaben unserer Kommission sind schnell genannt: Verkehrssicherheit, Brandschutz und Bekämpfung der Kriminalität.“

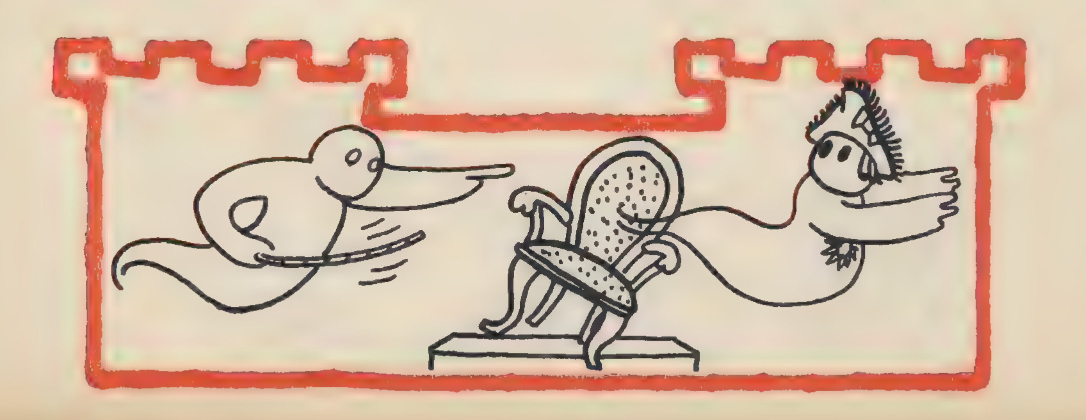
Die letztere Aufgabe, weil weniger bekannt, interessierte mich am meisten.

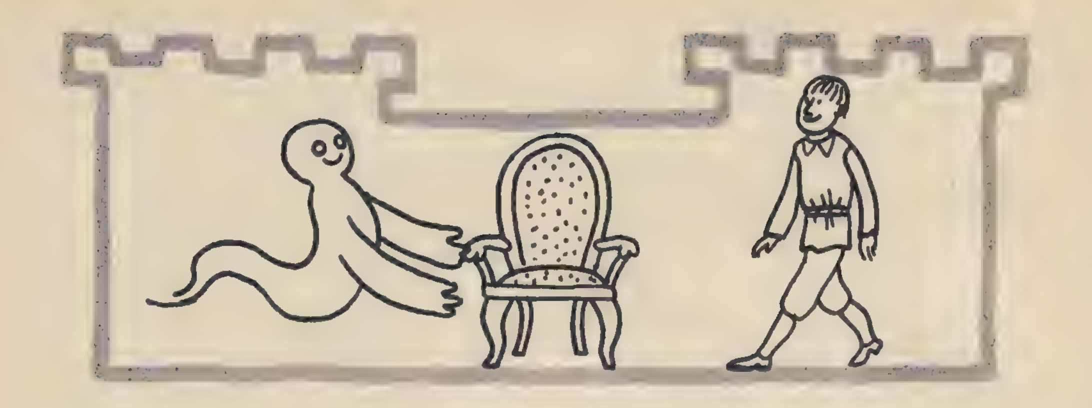
„Wir beschäftigen uns eingehend mit erziehungsgefährdeten Leuten als Vorbeugung gegen Kriminalität. Wir befassen uns also mit arbeitsfähigen Bürgern, die nicht arbeiten wollen. Der Weg vom Herumlungern zum kriminellen Delikt ist ja nicht weit. Dann widmen wir uns auch sehr der Wiedereingliederung Haftentlassener. Das ist ein ernstes Problem. Denn rund 24 Prozent aller Straftaten werden von sogenannten Rückfalltätern verübt.“

Sie haben es also oft mit den gleichen Leuten zu tun. Schnelle und rauschende Erfolge gibt es da nicht. Dennoch wurde Genosse Korch und „seine“ Kommission mehrfach ausgezeichnet. 1967 war sie sogar in aller Munde. Damals beschloß die Stadtverordnetenversammlung ein umfassendes „Programm von Maßnahmen zur Verhütung, Zurückdrängung und Bekämpfung der Kinder- und Jugendkriminalität im Stadtgebiet Königs Wusterhausen“. Die ständige Kommission für Sicherheit und Ordnung hatte es ausgearbeitet. Im ganzen Kreis wurde dieses Programm als beispielhaft bekannt gemacht. Heute sieht es Genosse Korch mit anderen Augen.

„Die einzelnen Aufgaben unseres Programms waren ja einerseits schon richtig, aber andererseits waren sie nicht alle zu verwirklichen. Unsere Kommission hatte sich damit übernommen. Praktisch sah es so aus, daß unsere Kommission die Leitung in Händen hatte. Das aber übersteigt ganz einfach ihre Kräfte. Ehrlich gesagt, den richtigen Weg haben wir noch nicht gefunden. Lobt uns also nicht über den grünen Klee.“

Daß es nicht immer so rasch vorwärts ging, wie es sich Genosse Korch wünschte, lag auch daran, daß es so rasch in KW vorwärts ging. Im Kreisgebiet siedelten sich nämlich neue Betriebe an. Außer KIM zum Beispiel auch der VEB Erdgas-Erdölerkundung. Siebeneinhalbtausend Einwohner zählte KW bei der letzten Wahl im Jahre 1965. Heute sind es rund 12 000. Die Zahl der Abgeordneten aber blieb während der viereinhalb Jahre die gleiche. Die neue Wahl wird eine größere Stadtverordnetenversammlung bringen und auch den „Arbeits-





kräftemangel" der ständigen Kommission für Sicherheit und Ordnung mildern.

Die Liste der Namen wird also länger sein als jene, die Genosse Korch aus seinem Portemonnaie holte. Er las mir die Namen und die Berufe der anderen Mitglieder „seiner" Kommission vor. Offenbar ist er nicht der einzige Uniformierte darin. Ein Zufall?

„Im Gemeinderat einer nahen Gemeinde haben wir einen Offizier, der sich vorwiegend mit Handel und Versorgung befaßt. Charakteristisch aber ist das nicht. In den Volksvertretungen entlang der Staatsgrenze sind die Grenztruppen sehr häufig vertreten, und es ist wohl ganz logisch, daß sie sich vor allem mit Sicherheit und Ordnung beschäftigen. Ebenso ist es doch naheliegend, wenn sich die anderen uniformierten Genossen ..."

Ich beschloß, sie persönlich aufzusuchen. Der erste andere Uniformierte war der Kollege Wendt, Vorsitzender der LDPD in KW. Als ich mich das erste Mal bei ihm zu Haus meldete, war er gerade zu einem außerordentlichen Nachtdienst abberufen worden. Hauptamtlich ist er als Oberbrandmeister bei der Feuerwehr tätig, ehrenamtlich leitet er die freiwillige Feuerwehr in KW. In seinem Arbeitszimmer hängt an der Wand ein Foto von der Gründung der freiwilligen Feuerwehr im Jahre 1888. Hat die Feuerwehr sein Wesen geprägt? Denn flink bewegt er sich, und flink spricht er.

„Wir müssen unsere Gesetze durchsetzen. Die Gesetze erlauben es, daß der Rat der Stadt bestimmte Bürger zu Brandschutzaufgaben verpflichtet. Wir haben das auch vorgeschlagen. Aber in den Räten der Stadt und des Kreises und auch im VPKA will man nicht ran."

„Die ständige Kommission ist aber doch kein Organ des Rates, sondern ein Organ der Stadtverordnetenversammlung. Wenn die den Beschluß fassen würde ..."

„Wenn die Abgeordneten wissen, daß man auf höherer Ebene eine Verpflichtung nicht für ratsam hält, werden sie mir auch nicht zustimmen."

Zwei Urteile über die Armee nehme ich von Kollegen Wendt mit.

„Wenn der Kollege Korch da ist – oft befindet er sich ja auf Dienstreise –, setzt er sich ein. Zur Zeit ist keiner in der Lage, ihn zu ersetzen."

Das zweite Urteil ist mehr eine Klage und deshalb weniger erfreulich.

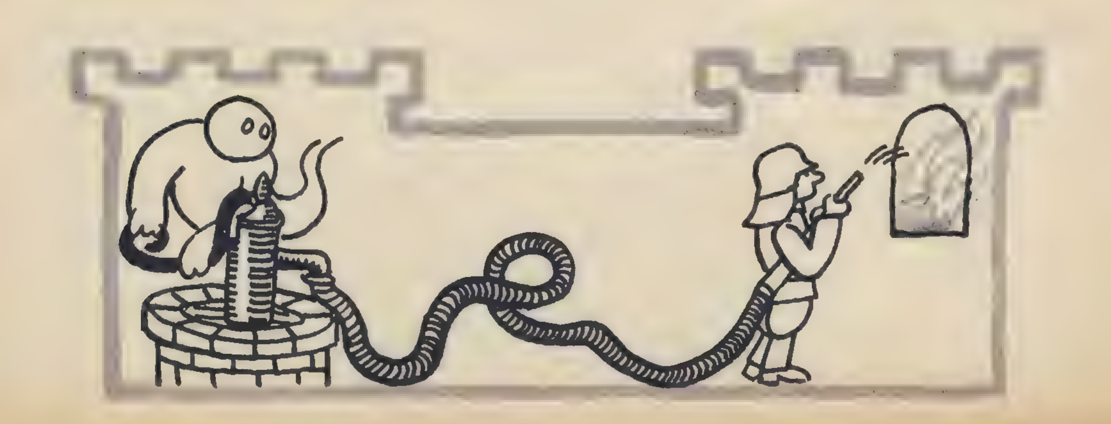
„Leider beklagten sich einige Kameraden unserer Feuerwehr, als sie von der Armee zurückkehrten. Manche Vorgesetzte nehmen leider den Dienst als freiwilliger Feuerwehrmann nicht für voll und wollen ihn nicht als gesellschaftliche Arbeit anerkennen. Dabei setzen die Kameraden bei uns ihre Gesundheit und ihr Leben für das Allgemeinwohl ein."

Ein Mann in grünen VP-Stiefelhosen und in Pullover fegt Schnee vor seinem Haus. Es ist der ABV Helmut Prange.

„Über die Kommission Sicherheit und Ordnung wollt Ihr was erfahren? Da geht mal lieber zum Korch, der kann das besser ausdrücken."

Eine Wahlperiode zuvor war er selbst Vorsitzender der Kommission.

„Weshalb ich es nicht mehr bin? Erstens bin ich nicht mehr der Jüngste. Zweitens war das damals mit mir auch nur eine Notlösung. Wir





Volkspolizisten arbeiten mit, aber sollen nicht den Vorsitzenden stellen. Sonst denken noch einige Bürger, sie werden von der Polizei gegängelt."

Einiges über ihre Kommission erfahre ich doch von ihm, zum Beispiel über die MITROPA.

„Dort haben wir was erreicht. Wir haben die Öffnungs- und Ausschankzeiten verändern lassen, und das hat genützt. Mehr Mühe machen uns natürlich die Haftentlassenen. Aber das kann Ihnen der Korch alles besser erzählen."

Auf dem Wege zum Genossen Korch gehe ich noch auf einen Sprung beim Genossen Miehle vorbei. Einst diente er selbst bei den Grenztruppen. Gesundheitsgründe zwangen ihn, die Uniform auszuziehen. Heute ist er Ratsmitglied in KW und hat mehrere ständige Kommissionen zu betreuen. Die für Ordnung und Sicherheit, so sagt er, sei die beste.

„Ebenso wie seinerzeit mir, so fehlten auch dem Genossen Korch anfangs die Kenntnisse, wie man im Staatsapparat arbeitet. Das Leben in der Armee verläuft oft nach anderen Regeln. Trotzdem kommen ihm gerade einige Kommandeurseigenschaften zugute. Er geht mit klaren Vorstellungen in jede Beratung. Er hat wirklich alle Fäden in der Hand."

Dann sitze ich bei Korchs in der guten Stube. Vor uns auf dem Tisch eine dicke Mappe. Arbeitspläne darin, und Vorlagen an die Stadtverordnetenversammlungen und Listen und Dispositionen zu Referaten und ... viel Papier liegt da auf dem Tisch. Viel Arbeit! „Dies hier ist nur eine kleine Notiz über eine Arbeitsplatzbindung. Was denkst du, wie viele Aussprachen und Absprachen dahinter stecken."

Dann liegen da auch Notizen von einer Gerichtsverhandlung auf dem Tisch. Die Kommission für Sicherheit und Ordnung hatte den gesellschaftlichen Ankläger gestellt. Er hieß Korch. Seine Notizen aber könnten für die gesamte Arbeit der Kommission stehen. Der Bürger soll zur besseren Einsicht geführt werden — das ist ihr oberster Grundsatz. Der viel Zeit verlangt und keine rauschenden Erfolge verspricht. Ja, wenn die sozialistische Ordnung so unhuman und brutal, so rasch mit Strafe und Gefängnis bei der Hand wäre, wie man es jenseits von Elbe und Werra hinzustellen beliebt, wäre vieles einfacher. Aber ob dann ein Mitglied der Kommission für Sicherheit und Ordnung in KW auch jene Weihnachtskarte aus dem Gefängnis erhalten hätte, abgesandt von einem Bürger, mit dem sie sich in der Vergangenheit beschäftigen mußte?

In den Papieren vor uns auf dem Tisch steht auch der Termin Frühjahr 1970. Bis dahin soll ein neues Programm ausgearbeitet werden. Durch die Arbeit ist man klüger geworden.

„Es muß sich vom früheren in zwei Punkten unterscheiden", erklärt Genosse Korch. „Erstens können wir uns nicht auf die Kinder- und Jugendkriminalität beschränken. Zweitens beginnt die Vorbeugung bereits im Elternhaus, setzt sich fort über die Schulen und die Einrichtungen des Handels ... kurz, sie ist eine Aufgabe aller, und muß also auch von allen geleistet werden."

Wie sagte doch das Ratsmitglied Genosse Miehle? „Genosse Korch geht mit klaren Vorstellungen in jede Beratung."

Verbleibt zu sagen, daß er auch mit klaren Vorstellungen in die nächste Wahlperiode geht.

Illustrationen: Paul Klimpke





Kaufhalle in Lütten Klein

Ehrwürdig sieht es aus, das Haus der Nationalen Volksarmee am Rostocker Steintor. Und hat seine Geschichte, die eng mit der der jungen alten Hansestadt verbunden ist.

1889 bis 1893 haben sich die Rostocker Handwerker hier ihr Ständehaus gebaut, rechneten und prüften darin und feierten manch Fest. Als dann die Nazis ihr schmutziges Handwerk betrieben, machten sie sich auch im Ständehaus breit. Und ließen Hitlers Blutrichter im großen Saal Terrorurteile gegen aufrechte Antifaschisten sprechen.

Heute, im sozialistischen Rostock, ist der architektonisch reich gegliederte Backsteinbau das „Haus der Nationalen Volksarmee". Obwohl dort nicht nur Soldaten ständige Gäste sind.

Das muß ja wohl seinen Grund haben. Fragen wir also den Leiter des Hauses, Fregattenkapitän Rudi Schreiber, was sich denn so alles rings um den breit angelegten Aufgang im Innern des Hauses gruppiert.

„Es gibt mehrere Lehrräume, eine Bibliothek mit rund 10 000 Bänden, das ‚Zimmer der Waffenbrüderschaft', einen Kinosaal, das militärpolitische Kabinett der Stadt Rostock, einen Konzertsaal mit anschließenden Klubräumen, eine Gaststätte; im Haus hat auch das Amateurfilmstudio der Volksmarine seinen ständigen Sitz, und die Arbeitsgemeinschaft ‚Bildende Kunst' der Volksmarine ist hier mit ihrem Atelier ebenfalls zu Hause."

Schon diese sachlichen Angaben machen verständlich, daß das Haus nicht nur für Angehörige der NVA ein Anziehungspunkt sein soll. Anziehungspunkt sein heißt aber, daß in den Räumen auch etwas geschieht. „Wo anfangen – wo aufhören?"

Fregattenkapitän Schreiber und der Leiter des militärpolitischen Kabinetts, Leutnant d. R. Wolfgang Kallweit, sind einen Augenblick lang verlegen. Alles aufzählen? Geht nicht. Schließlich wollen wir nicht ein ganzes Buch schreiben. Versuchen wir es mal mit einem Blick in die Monatsarbeitspläne.

Durchschnittlich viermal im Monat gastiert im Konzertsaal das Rostocker Volkstheater mit dem „Theater für Prozesse". In einem Lehrraum läuft vor Offizieren ein Vortrag über Fragen der Leitungs- und Führungstätigkeit. In einem anderen Raum tagt eine Parteigruppe der Volksmarine. Frauen von Berufssoldaten diskutieren in einem Klubraum über Pädagogik. Der Saal wird inzwischen vorbereitet für ein öffentliches Forum mit dem Fernsehkommentator Heinz Grote. Musik tönt aus einem Klubraum – „Musik leicht verständlich" ist das Thema der Veranstaltung. Nebenan beraten Kulturoffiziere der bewaffneten Organe gemeinsame Probleme. Oben, im militärpolitischen Kabinett, findet ein „Treff dreier Genera-





Haus der Armee

tionen“ statt, an dem Parteiveteranen, Soldaten und Reservisten und Schüler teilnehmen.
Moment mal, hier steht „Frauennachmittag“, was verbirgt sich dahinter?
„Das machen wir jetzt regelmäßig“, erzählt Fregattenkapitän Schreiber. „Mitarbeiterinnen des Kommandos der Volksmarine kommen zu einem unterhaltsamen Nachmittag zusammen, und ihre Kinder werden hier im Haus betreut.“
Als diese Idee seinerzeit geboren wurde, waren alle Feuer und Flamme. Da wurden ein Zauberkünstler für die Kinder bestellt und ein Film vorbereitet. Dann aber ging's los. „Onkel Kapitän, ich muß mal!“ und „Hilfst du mir mal, meinen Luftballon aufzupusten?“ und „Ich kriege mein Röckchen nicht zu ...“
Die Schweißtropfen auf der Stirn des Leiters des Hauses der NVA sind längst verschwunden. Die kleinen Leute werden heute von erfahrenen Kindergärtnerinnen betreut. „Die verstehen das eben doch wohl etwas besser als wir“ ...
Leichter haben es die Genossen des Hauses der Armee mit den größeren Jugendlichen, ohne es sich etwa leicht zu machen. Da finden im Haus FDJ-Versammlungen von Schülern statt, wird das militärpolitische Kabinett mit seinen vielen Exponaten, Bildern und Dokumenten besichtigt. Da gibt es DIA-Ton-Vorträge wie zum Beispiel „Lenin – Genius unserer Epoche“, „Buch und Gewehr in unserer Hand“ oder „Wer ist ein Held?“ Innerhalb des Lenin-Aufgebots der FDJ wird auch der weltberühmte Streifen „Panzerkreuzer Potemkin“ aufgeführt.
Die kameradschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Haus der NVA, dem militärpolitischen Kabinett und der Abteilung Volksbildung des Rates der Stadt trägt gute Früchte. So gehört es denn schon zur Tradition des Hauses, zum Tag der Sowjetarmee und zum Tag der NVA für Kinder einen Wettbewerb auszuschreiben, bei dem die Mädel und Jungen malend, bastelnd und literarisch ihre Gedanken zur sozialistischen Landesverteidigung äußern.
Auch viele prominente Gäste weilten bereits im Rostocker Haus der Nationalen Volksarmee – Walter Ulbricht und Prof. Albert Norden, Friedrich Ebert und Otto Winzer, Armeegeneral Heinz Hoffmann und Admiral Waldemar Verner, Flottenadmiral der Sowjetunion Gorschkow und Vizeadmiral Studzinski, Chef der Polnischen Seekriegsflotte ...
Während wir uns in der Gaststätte bei einem Glas Bier verabschieden, stellen wir eine letzte Frage: „Wieviel Gäste kann das Haus innerhalb eines Jahres zählen?“
„100 000“ lautet die Antwort.
Das frühere Rostocker Ständehaus ist heute also ein gesellschaftliches Zentrum der Bevölkerung und ihrer Soldaten – und ob in Rostock oder anderswo: Die Häuser der Armee sind auch für Sie Häuser der offenen Tür.

Hans Kirsch



Schmiede der modernen

Politoffiziere, die sich auch auf dem Gefechtsfeld bewähren, das sind die Absolventen der Militärpolitischen Akademie „Wladimir Iljitsch Lenin"

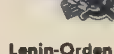


Kommissare

Man sieht es dem unauffälligen Gebäude am Moskauer Majakowskiplatz von außen nicht an, welche unschätzbaren Dienste hier schon dem Sowjetland geleistet wurden – und nicht nur dem Sowjetland. Einer ihrer ehemaligen Schüler, Genosse Oberstleutnant Neumann, äußerte dazu:
„Wir nennen sie nur ‚unsere Akademie'; und wie unsere sowjetischen Waffenbrüder, so sind auch wir Offiziere der Nationalen Volksarmee als Absolventen stolz auf ‚unsere Akademie', die den Namen Lenins trägt und in der sein militärpolitisches und militärisches Erbe bewahrt wird. Hier konnten wir umfassende und tiefgründige Kenntnisse in der marxistisch-leninistischen Militärpolitik der Arbeiterklasse erwerben. Doch die Ausbildung an der Lenin-

Akademie bedeutete nicht nur Erwerb solider Kenntnisse im modernen Militärwesen, die uns befähigen, auf der Grundlage der Militärpolitik der SED und der Regierung unserer DDR — Schulter an Schulter mit den Bruderarmeen des Warschauer Vertrages — unsere Pflicht zum Schutz des sozialistischen Vaterlandes zu erfüllen. Das Studium in Moskau war auch eine unvergeßliche Schule des sozialistischen Internationalismus und der Waffenbrüderschaft. Uneigennützig vermittelten uns erfahrene sowjetische Genossen die neuesten militärwissenschaftlichen Erkenntnisse. In Hörsälen, Lehrkabinetten und im Sommerlager lernten wir hervorragende Offizierspersönlichkeiten der Sowjetarmee kennen, deren tiefe Sachkenntnis, herzliche Freundschaft und echte Soldatenkameradschaft mich zutiefst beeindruckten. Unverbrüchliche Freundschaft schlossen wir aber auch mit Offizieren der anderen Bruderarmeen."





Lenin-Orden



Rotbanner-Orden



Orden „Oktoberrevolution"

Die Lenin-Akademie ist eine traditionsreiche Lehrstätte. Am 14. Dezember 1969 beging sie den 50. Jahrestag ihrer Gründung und wurde aus diesem Anlaß mit dem Orden der Oktoberrevolution ausgezeichnet. Zuvor waren ihr bereits der Leninorden und der Rotbannerorden verliehen worden.

Ihr Vorläufer war ein im September 1918 im Smolny eingerichteter dreimonatiger Kurzlehrgang für Politkader des Petrograder Militärbezirks. Im Jahre 1919 schlug dann ihre Geburtsstunde mit der Gründung des Tolmatschew-Lehrinstituts, das 1920 zum Institut der Roten Armee entwickelt und schließlich 1925 zur Militärpolitischen Akademie umgebildet wurde. Den verpflichtenden Namen Lenins erhielt die Akademie 1938. Noch im gleichen Jahr wurde sie in die Hauptstadt, nach Moskau, verlegt. Heute ist sie die höchste und modernste militärpolitische Bildungsstätte der sowjetischen Streitkräfte. Über zwanzig Doktoren und Professoren gehören zum Lehrkörper. Ausgebildet werden hochqualifizierte Politoffiziere sowie auch Militärpädagogen und Militärjuristen. „Erben der Kommissare" nennt der Volksmund die Absolventen.

Im März 1920 hatten die ersten von ihnen die Lehranstalt verlassen, und seitdem waren die dort ausgebildeten Politoffiziere immer da zu finden, wo es „brannte". Sie kämpften

Seminar über Probleme der parteipolitischen Arbeit. Temperamentvoll beteiligt sich Oberstleutnant Sonntag an der gründlich geführten Diskussion.



tapfer gegen die japanischen Samurai am Chassan-See und am Chalchin-Gol; und in den schweren Jahren des Großen Vaterländischen Krieges erwarben viele von ihnen ihrer Heimat aber auch der Akademie unvergänglichen Ruhm.

Namhafte Heerführer wie Marschall Jeremenko und Marschall Timoschenko hatten an ihr studiert. Mehr als einhundertfünfzig Absolventen der Lenin-Akademie erhielten den Ehrentitel „Held der Sowjetunion".

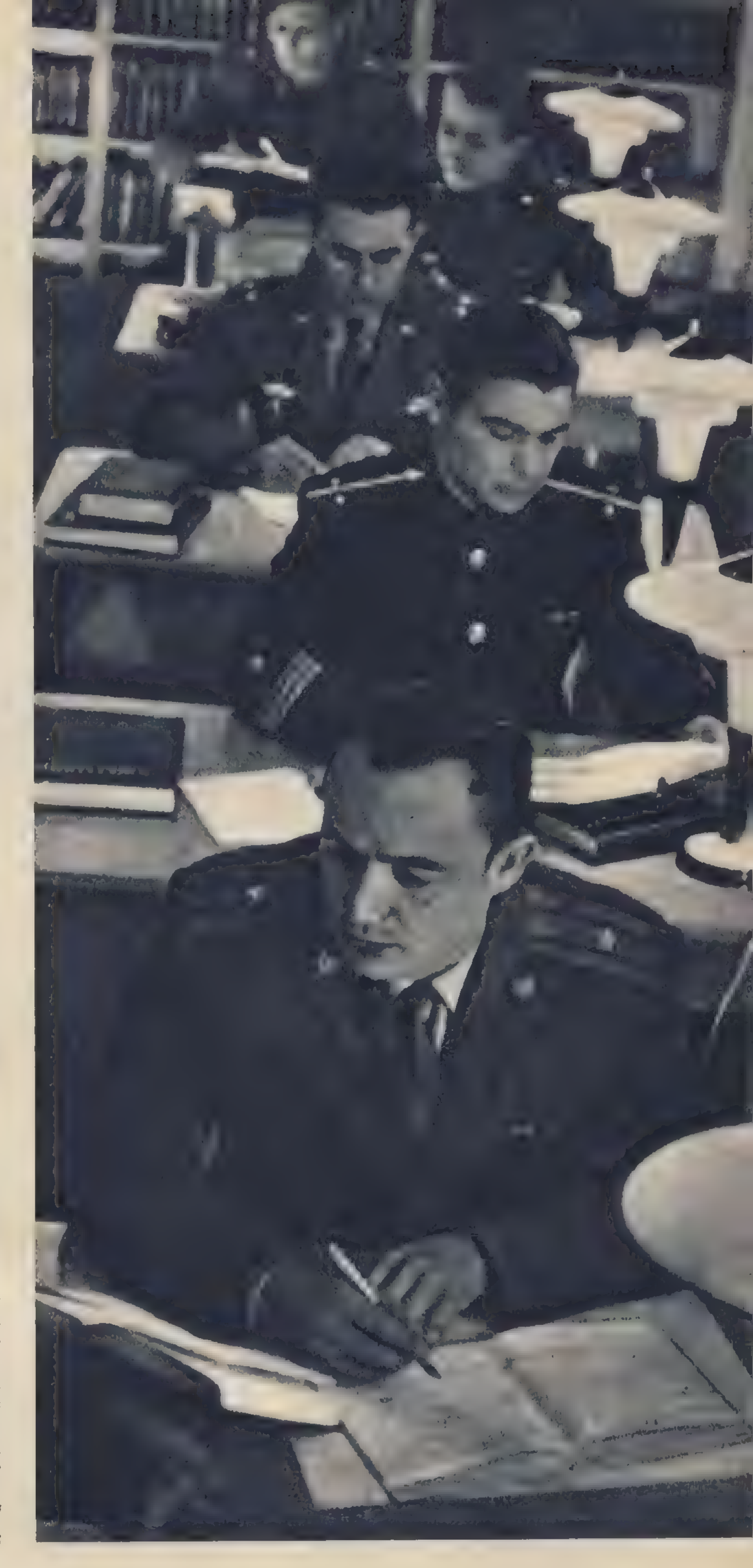
Auf die Frage „Was hat Ihnen die Akademie gegeben?" antwortete einer jener hervorragenden Männer, der Held der Sowjetunion Oberst Makridin, dem Reporter:

„Ich meine, daß gerade die Akademie mir geholfen hat, mich vom Komsomolsekretär eines Schützenregimentes zum Mitarbeiter in der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee und der Seekriegsflotte zu qualifizieren. Sie lehrte mich, komplizierte Fragen der marxistisch-leninistischen Theorie zu verstehen, meine Kenntnisse in der Praxis anzuwenden und mit Schwierigkeiten in so mancher Situation richtig fertig zu werden.

Die Akademie vermittelte mir und meinen Genossen nicht nur gute theoretische Kenntnisse, sondern auch die Fähigkeit, mit den Menschen zu arbeiten. Was ich dort lernte, war mir später von großem Nutzen, als ich die Akademie des Generalstabs der Streitkräfte besuchte.

Noch heute verfolge ich alle bedeutenden Ereignisse, die sich in der Akademie vollziehen, und ich freue mich über die Erfolge der jeweiligen Hörer. Diese Erfolge sind gegenwärtig, im Jahr des Lenin-Jubiläums, besonders bemerkenswert. Es tobt förmlich eine Schlacht um höchste Leistungen und ausgezeichnete Ergebnisse. Man spürt, daß jeder Hörer im Geiste Lenins darum ringt, die Kampfkraft der Armee zu erhöhen und die Verteidigungsfähigkeit der Heimat, die Macht des Warschauer Vertrages zu stärken."

B-t





Männer ohne Namen waren für Hans-Dieter Bräuer (Text) und Jochen Moll (Fotos) die Kämpfer der palästinensischen Widerstandsorganisation Al-Fatah. Einer der Kommandeure sagte ihnen nur:

„Nennt mich einfach Achmed!"

Noch war kein Schuß gefallen. Lautlos, in großen Abständen, hatten sich die Al-Fatah-Männer den schmalen Pfad am Jordan entlanggeschlichen. Der Nachthimmel war in Wolken gehüllt, und nur winzige Reflexe auf dem träge fließenden Strom verrieten, daß es einen Mond gab.

Immer noch ohne Beschuß wurde die Furt erreicht, von der nur Eingeweihte wußten. Unter Tamariskenbüschen hinterm Jordanschilf sammelte sich die Gruppe — knapp zwei Dutzend Mann — und verhielt, bis von drüben das vereinbarte Zeichen ertönte: ein Vogelruf, noch einer und ein dritter. Behutsam stiegen die Partisanen in den Fluß.

Drüben erwartete sie ein Kamerad aus dem Hinterland des Feindes. Er kam aus Jericho, einer Stadt, die seit Juni 1967 ebenso wie das gesamte arabische Land westlich des Jordans von den Israelis besetzt ist.

„Alles in Ordnung", flüsterte er. „Die Patrouille kommt unter zwanzig Minuten nicht wieder durch."

Der Weg war nicht weit. Wenige Kilometer hinter dem Fluß hatten die Israelis ein „Wehrdorf" errichtet, Zeugnis dessen, daß sie auf fremdem Land bleiben wollen.

Um Mitternacht begann der Angriff, und als erstes flog ein Munitionsbunker in die Luft. Zwei aus der Gruppe hatten sich herangeschlichen, die Posten lautlos überwältigt und Sprengladungen gezündet. Bis sich die Israelis von ihrem



Schreck erholt hatten, gelang es den Partisanen noch, zwei gepanzerte Zugmaschinen in Brand zu schießen und drei Häuser des Stützpunktes zu zerstören.

Urplötzlich, wie sie gekommen, verschwanden dann die Al-Fatah-Männer. Ohne Verluste.

Sie waren schon Hunderte Meter vom Kampfort entfernt, da sank der Führer der Gruppe ächzend zusammen. Eine verirrte Kugel hatte seine linke Hüfte getroffen. Der Arzt, der den Verwundeten untersuchte — und das war erst Stunden später — schüttelte bedenklich den Kopf. „Ein paar Monate Krankenhaus", sagte er. „Das ist das mindeste."

Wir erfahren von dieser Geschichte in einem Ausbildungslager, irgendwo in den Bergen zwischen der jordanischen Hauptstadt Amman und der Grenze zu Syrien.

Wir sind eben erst eingetroffen und trinken im Zelt des Lagerchefs noch den traditionellen, mit Zimt gewürzten Begrüßungstee, da fällt er uns schon auf: der stämmige, nicht mehr junge Mann mit dem gebräunten, faltendurchfurchten Gesicht und den tiefliegenden dunklen Augen. Als rechte



Gelände- und Schießausbildung, Kraft- und Geschicklichkeitstraining sind Hauptausbildungszweige der palästinensischen Freiheitskämpfer. Das entspricht ihren Einsatzbedingungen; ebenso die traditionelle Kuffia, das Kopftuch, das vor Sandstürmen schützt — und vor dem Erkanntwerden bei Einsätzen am Tage.



Hand des Lagerchefs beantwortet er uns viele Fragen: sachlich, nüchtern und doch nicht leidenschaftslos. Hinter knappen Worten spüren wir Temperament und Energie. Und wir denken auch angesichts dieses Mannes darüber nach, wie sich in den letzten Jahren das Bild Arabiens gewandelt hat. Die Zeit der Sultane und Scheichs, der Haschischraucher und Eunuchen ist vorbei.

Dann sehen wir, daß der Mann hinkt. Und als er das kleine Al-Fatah-Abzeichen von seiner Mütze nestelt, es uns zur Erinnerung schenkt und dabei lakonisch sagt: „Das war oft im besetzten Gebiet", da werden wir neugierig.

Er erzählt uns die Geschichte seines Lebens, die Geschichte eines palästinensischen Bauernsohnes, der seit vielen Jahren aus seiner Heimat vertrieben ist und deshalb zur Waffe griff. Und er erzählt von jenem letzten Einsatz und seiner Verwundung.

Wie er heißt? Wir fragen ihn nicht, weil wir wissen, daß keiner der palästinensischen Partisanen seinen wahren Namen nennt — aus Gründen der Konspiration und um nicht Repressalien gegenüber im besetzten Gebiet lebenden Angehörigen heraufzubeschwören.

„Nennt mich einfach Achmed!" sagt er.

Nun geht Achmed nicht mehr in tiefer Nacht über den Fluß. Seine Verletzung gestattet das nicht. Im Camp in den jordanischen Bergen vermittelt er dem Partisanennachwuchs seine Kampferfahrungen. Wir erleben an seiner Seite die Erziehung junger Araber zu Feddajin. So nennen sie sich: Selbstaufopferer.

Wir erleben sieben Stunden lang — so lange dauert ein Ausbildungstag — wie sie schießen und den Nahkampf üben, wie sie in atemberaubendem Tempo unter niedrigen Stacheldrahtnetzen hindurchrobben, wie sie durch lodernde Flammen springen, durch Furten waten — und wir sehen, wie sie in voller Ausrüstung von meterhohen Felsen hinab in den Fluß springen.

Sieben Stunden Ausbildung — und das bei konstanten 35 Grad Celsius im Schatten. Und unter ständigem scharfem Beschuß! Ob bei den Taktikübungen oder auf der Kampfbahn, stets sind einige der besten MPi-Schützen dabei, den Übenden das Gefühl eines echten Gefechtes zu vermitteln.

Auch Achmed schießt heute. Dicht peitschen seine Schüsse an den Partisanen vorbei. Und so sicher er keinen seiner Kameraden trifft, so sicher dürfte er jeden Feind treffen.

Als wir unweit des Toten Meeres, dicht am Jordan, einen Al-Fatah-Kommandotrupp besuchen, treffen wir Achmed wieder. Vor einem Erdbunker sitzt er inmitten junger Männer, die die gleiche verwaschene Tarnkleidung tragen wie er, unterm schützenden



Dach von Zitronenbäumen. Wir sind zum Essen eingeladen, und Achmed schiebt uns, uralter arabischer Gastlichkeit gemäß, die besten Happen zu. Auf einer bunten Decke stehen verbeulte Aluminiumschüsseln: Corned Beef in Pfeffersoße, Schafskäse, in Öl geschmorte Gurkenscheiben, Oliven. Dazu gibt es Wasser und Brot. Aber auch während der Mahlzeit liegen die MPis auf den Oberschenkeln; griffbereit zu jeder Sekunde.

In der Abenddämmerung fährt Achmed mit uns zurück nach Amman. Als der Wagen auf die Chaussee einbiegt, stoppt Achmed den Fahrer und sagt zu uns: „Seht, die Felsen hinter dem Fluß. Dort haben die Israelis ihre vordersten Stellungen. Und überall bauen sie ihre Dörfer. Auf unserem Land!"

Achmed schweigt. Seine Gedanken wandern wahrscheinlich zu den Kameraden im Zitronenhain. Sie gehen heute wieder über den Fluß.



Blanke Waffe (Bild oben) und scharfer Schuß gestalten die Ausbildung überaus gefechtsnah. Selbst auf Entfernungen von über 200 m feuerte „Achmed" (unten, rechts im Bild) haarscharf über die Köpfe seiner Kameraden hinweg.

Stichwort: AL-FATAH

Al-Fatah ist die bedeutendste palästinensische Widerstandsorganisation innerhalb des „Dachverbandes" palästinensischer Widerstandsbewegungen PLO (Palestinian Liberation Organization). Die ersten Al-Fatah-Gruppen entstanden bereits Anfang der 50er Jahre; doch wird als eigentlicher Gründungstag meist der 1. Januar 1965 verstanden, an dem die erste Kommandoaktion gegen israelische Truppen unternommen wurde. Das arabische Wort Al-Fatah bedeutet „Sieg" (so ist die 48. Sure des Korans betitelt, was von vielen Al-Fatah-Mitgliedern als Symbol betrachtet wird), ist zugleich aber auch ein Anagramm der offiziellen Organisationsbezeichnung Harakat **Al-T**ahrir **Al-Fa**lastini (Bewegung für die Befreiung Palästinas). Die militärischen Abteilungen von Al-Fatah kämpfen unter dem Namen Al-Assifa (Sturm) und vereinigen gegenwärtig schätzungsweise 10 000 mit modernen Schützenwaffen ausgerüstete, in Lagern etwa drei Monate lang intensiv ausgebildete und meist bereits kampferfahrene Partisanen. Die Vorbereitungen für die Aufnahme einiger zehntausend weiterer Kämpfer sollen im wesentlichen abgeschlossen sein. Es ist die Schaffung einer regulären palästinensischen Volksbefreiungsarmee geplant.

Al-Fatah begreift sich als Organisation aller Palästinenser. Ihr Ziel ist es, einen demokratischen Staat Palästina zu errichten, in dem Moslems, Juden und Christen gleichberechtigt miteinander leben. Al-Fatah führt den bewaffneten Kampf gegen militärische Einrichtungen Israels und wirkt darüber hinaus politisch im besetzten Gebiet.





Feuerzauber



Fünfzig Jahre liegt es zurück. Wie ein Mann erhob sich die deutsche Arbeiterklasse gegen den Militärputsch der Kapp und Lüttwitz: Generalstreik! Im Ruhrgebiet schuf sich das Proletariat binnen weniger Tage eine 100000-Mann-Armee, die innerhalb einer Woche die konterrevolutionären Truppen verjagte.
Heinz Knaut, Dreherlehrling bei Krupp, gerade 15 Jahre alt, erhielt von den Genossen noch kein Gewehr, aber er war als Kurier und Melder dabei, als die Rote Ruhrarmee in Essen siegte.
Major Günther Wirth schrieb auf, was Genosse Knaut, von unserem Staat mit der „Medaille für die Teilnahme an den bewaffneten Kämpfen der deutschen Arbeiterklasse in den Jahren 1918–1923", der „Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus" und der „Verdienstmedaille der DDR" geehrt, über die kampfreichen Tage im März 1920 erzählte.

Melder
DER ROTEN RUHRARMEE

Der März 1920 ist überhaupt noch nicht frühlingshaft. Eisiger Wind fegt durch die dünnen Mäntel der drei Jungen, die am Morgen des Neunzehnten von Essen in Richtung Stoppenberg laufen. Es beginnt gerade leicht zu dämmern, vor ihnen schälen sich die Umrisse des Viehhofs aus der Dunkelheit. Heinz Knaut und seine Kumpel Erich und Fritz hocken sich hinter einen Mauervorsprung und blicken zum Viehhof hinüber. Sie beratschlagen noch einmal, was zu tun ist. Ihr Auftrag ist klar: „Im Viehhof haben sich die Hauptkräfte der Weißen verschanzt. Seht zu, Jungs, daß Ihr durchkommt zu den Unseren, nach Stoppenberg. Meldet, daß wir auf ihren Angriff warten und ihn unterstützen werden. Vielleicht könnt Ihr auch noch Maschinengewehrstellungen und Sperren des Gegners auskundschaften."

Mit diesem Befehl „Jupp" Zanders, des Kommandeurs der Krupp-Abteilung der Roten Ruhrarmee, sind sie vor etwa einer Stunde von ihrem Betrieb aus losmarschiert. Keine leichte Aufgabe. Mut und Gewitztheit brauchen sie, und Entschlossenheit. Jetzt wird es also ernst. Aber auf diesen Tag hat Heinz eigentlich schon lange gewartet. Der Arbeiterjunge will sich bewähren. So viel weiß er schon mit seinen fünfzehn Jahren: Nur durch Kampf können die Arbeiter etwas an ihrer Lage ändern. Vier Kinder sind sie zu Hause. Der Vater ist Bergmann, auch die Mutter geht arbeiten. Trotzdem ist der Hunger ständiger Gast am Familientisch. Die Eltern sind keine Marxisten, sie können den Kindern nicht sagen, was die Ursachen der Not und des Elends sind. Instinktiv, gefühlsmäßig hassen sie den Krieg und alles, was mit dem Militarismus zusammenhängt. Aber bei Krupps hat der Dreherlehrling Heinz Knaut klassenbewußte Arbeiter kennengelernt. Da ist „Jülle" Gleibs, organisiert im revolutionären Metallarbeiter-Verband. Heinz' und Jülles Drehbank stehen nebeneinander. Jülle erzählt von der Oktoberrevolution in Rußland, von den Aufgaben, die auch die deutschen Arbeiter noch erwarten. Und da ist vor allem Jupp Zander, ein alter Genosse, der schon zur Zeit des Sozialistengesetzes gekämpft hat und jetzt zum linken Flügel der USPD gehört. Er ist das große Vorbild der jungen Krupp-Arbeiter. So wie Jupp werden, als Facharbeiter und Sozialist, das wollen Heinz und seine Freunde.

Jetzt, da sie diesen nicht ungefährlichen, aber so wichtigen Auftrag erfüllen müssen, muß Heinz an Jupp denken und an seine Worte:

Illustration: Hans Räde



„Jungs, wir erleben den Sozialismus noch. Aber wir müssen ihn uns erkämpfen, und wir müssen auf ihn vorbereitet sein, auch als gute Facharbeiter. Deshalb lernt gut, aber beugt euch nicht!"

Drüben erkennen sie die Maschinengewehrstellungen im Viehhof, schwerbewaffnete Doppelposten auf der Straße, der einzigen, die nach Stoppenberg führt. Da kommen sie nicht unbemerkt vorbei. Über das freie Feld zu rennen, hat auch keinen Zweck, da gibt es keine Deckung, und sie würden sich nur verdächtig machen. Also los! Sie marschieren einfach auf die Posten zu, möglichst unauffällig, sich harmlos gebend.

„Halt, was treibt Ihr Euch hier herum, wo wollt Ihr hin?" bellt es ihnen auch schon entgegen. Heinz tut erstaunt:

„Na zur Arbeit, zur Schraubenfabrik."

Die beiden Polizisten sind sich nicht ganz schlüssig, ob sie ihnen glauben sollen.

„Zeigt mal Eure Taschen her!"

Nur gut, daß Jupp ihrem Drängen nach Waffen nicht nachgegeben hat. Hätten sie jetzt Pistolen, ginge es ihnen sicher schlecht.

So lassen die Posten sie unbehelligt laufen. Stoppenberg ist schon befreit. Die Soldaten der Roten Ruhrarmee bereiten sich auf den Sturm auf die Kanonenstadt vor. Die Informationen der Jungen sind sehr wichtig für sie, besonders die über die Konzentrierung der gegnerischen Kräfte im Viehhof. So werden sie nicht blind ins feindliche Maschinengewehrfeuer laufen. Kampfreiche Tage liegen hinter ihnen. Mit hervorragender Kampfmoral und Disziplin haben die Soldaten der Roten Ruhrarmee – Kommunisten, Sozialdemokraten, christliche Gewerkschaftler und parteilose Arbeiter – seit dem 14. März nacheinander die Städte Wetter, Witten, Bochum, Herne, Dortmund, Gelsenkirchen erobert. Nun stehen sie vor Essen, das noch von der Polizei und der bürgerlichen Einwohnerwehr beherrscht wird.

Heinz und seine Freunde machen sich auf den Rückweg. Die Genossen in Essen werden schon auf ihre Nachrichten warten. Hoffentlich kommen sie ebensogut wie auf dem Hinweg wieder am Viehhof vorbei. Doch der Posten kriegt sie natürlich wieder am Kragen: „Moment mal, euch kenne ich doch. Seid ihr nicht heute schon einmal hier lang gekommen?"

„Na ja, wir wollten doch zur Arbeit, aber die Bude hat zu. Da gehen wir eben wieder nach Hause."

„Habt ihr irgendwo Soldaten gesehen, oder bewaffnete Zivilisten?"

Das könnte euch so passen, aushorchen lassen wir uns nicht, denkt sich Heinz. Laut sagt er: „Nö, vor dem Fabriktor standen ein paar Arbeiter rum, die haben uns wieder weggeschickt. Weiter ist uns niemand begegnet."

„Na dann haut ab, aber ein bißchen dalli!"

Das lassen sich die Jungen nicht zweimal sagen. Sie rennen los, biegen nach etwa 80 Metern um die Ecke. Das hat geklappt. Freudestrahlend hauen sie sich gegenseitig auf die Schultern. „Mensch, Heinz, hier sieht uns keiner", meint Fritz, „los, wir klettern hier mal auf die Mauer. Vielleicht können wir noch was für Jupp auskundschaften."

Im Nu sind Heinz und Fritz oben. Es ist die Rückseite des Viehhofs.

„Wenn die von vorne angegriffen werden, müßte man ihnen von hier in den Rücken fallen. Das könnte Jupp interessieren. Deine Idee war gut, Fritz. Los, jetzt aber nichts wie weg." Stolz melden sie ihrem Kommandeur Jupp Zander die Erfüllung ihres Auftrags.

Der Angriff der Roten Armee auf Essen beginnt. Über das freie Feld stürmen die Arbeiter den Viehhof, versuchen aber auch gleichzeitig von den Flanken heranzukommen. Und jetzt machen sich auch die Informationen der jungen Kundschafter bezahlt. Von der Rückseite dringt ein Stoßtrupp Essener Arbeiter über die hohen Mauern in den Viehhof ein. Der Ring schließt sich. Auch die Angreifer von Stoppenberg aus haben die Eingänge erreicht. Noch verteidigen sich die Weißen verzweifelt. Um jede einzelne Halle wird hart gekämpft. Inzwischen sind die Hauptkräfte der Roten Ruhrarmee ins Stadtzentrum vorgedrungen. Am Bahnhof und um die Post toben erbitterte Kämpfe, aber überall wird der Widerstand schwächer. Die letzten Kräfte der Polizei, der Bürgerwehr und der Freikorps setzen sich im Wasserturm fest. Von seiner 30 Meter hohen Plattform aus können sie drei Zugangsstraßen unter Feuer nehmen: in der Richtung zum Gefängnis, zur Altstadt hin und nach Essen-Steele zu.

Jetzt, da die Hauptkräfte des Gegners vernichtet sind, da die Arbeiter Essen beherrschen, hat auch Heinz Knaut Waffen – eine Pistole und Handgranaten. Von der Steeler Straße aus macht er den Sturm auf den Wasserturm mit. Schweres MG-Dauerfeuer deckt den Turm ein. Da zeigt sich oben die weiße Fahne. Sechs Arbeiter ohne Waffen nähern sich der großen Freitreppe. Da geschieht das Unglaubliche, Heinz schließt entsetzt die Augen: Vom Turm fliegen gebündelte Handgranaten und zerreißen die Parlamentäre. Nun kann es kein Verhandeln mehr geben. Der Stab der Roten Ruhrarmee beschließt, Haubitzen und Mörser einzusetzen. Nach 20 Minuten Feuer ist die letzte Bastion der Weißen in Essen gefallen. In der ganzen Stadt wehen die roten Fahnen. Neben Jülle Gleibs und Jupp Zander, mit seinen Freunden Erich und Fritz erlebt Heinz Knaut so den Sieg der Roten Ruhrarmee in Essen. Er ist stolz und spürt die große Kraft der geeint handelnden Arbeiterklasse. Noch weiß er nicht, wieviel Kämpfe noch vor ihnen stehen, wieviele Opfer sie noch kosten werden. Auch Jupp Zander ist unter ihnen. Im Sommer 1923 marschieren sie bei einer Demonstration nebeneinander, als Jupp eine Kugel trifft. Für Heinz ist er das große Vorbild geblieben, bis heute. Das Herz will zwar nicht mehr so recht – aber als „freischaffender Funktionär", wie er sich selbst scherzhaft bezeichnet, gibt es für ihn immer noch kein Ausruhen.



Sprich!

Soll ich fröhlich scherzend lieben,
knospengleich geschämig sein?
Soll ich Geistesfunken stieben
wie die Flut im Sonnenschein?



Soll ich ernst, gleich einer Nonne,
schweigsam in mein Inn'res sehn?
Soll ich heiter, gleich der Sonne,
lachend durch die Fluren gehn?

Liebst du kühnentschloßnes Handeln,
ist es Scheu, die dir gefällt?
Sprich! Ein Wink kann mich verwandeln,
Schöpfer meiner Herzenswelt.

Angelika v. Hörmann



RAUM-NAVIGATION mit Sextant und Bordcomputer

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident
der Deutschen
Astronautischen Gesellschaft

Als die ersten, noch unbemannten Raumflugkörper auf ihre Bahnen um die Erde, zum Mond oder zu fremden Planeten gebracht wurden, waren die Flugprogramme und die dazugehörige Flugführungstechnik noch relativ einfach. Es genügte, mit den Hilfsmitteln der Trägerraketensteuerung dafür zu sorgen, daß bei Brennschluß der letzten Stufe des Trägersystems die Werte für Fluggeschwindigkeit und -richtung erhalten wurden, die den Anfangsbedingungen der vorausberechneten Freiflugbahn mit möglichst großer Genauigkeit entsprachen. Für Forschungs- und andere unbemannte Erdsatelliten ist dieses einfache Prinzip auch heute noch vielfach gültig. Ebenso war es für die ersten Flüge bemannter Raumflugkörper um die Erde völlig ausreichend.

Aber schon bei den Mond- und Planetensonden zeigte sich sehr bald, daß ohne eine technisch verfeinerte, wirkliche Flugführung ein präziserer Bahnverlauf und damit höher gesteckte Ziele nicht zu erreichen sein würden. Trotz verbesserter Trägerraketensteuerung verblieben noch genügend Ungenauigkeiten, die stets mehr oder weniger starke Abweichungen der tatsächlichen Bahnen vom berechneten Verlauf ergaben. Flugmissionen, die einen genauen Zielanflug erforderten, blieben noch undurchführbar. Den nächsten Schritt zu einer echten Flugführung bildete das Prinzip der Bahnkorrektur in der Freiflugbahn. Sie erfordert die möglichst genaue Bestimmung des tatsächlichen Bahnverlaufs. Dessen Daten müssen mit dem berechneten Flugprogramm verglichen und daraus die notwendigen Korrekturimpulse für das Antriebssystem ermittelt werden. Die Ableitung der Werte für die wahre Bahn geschieht dabei durch die laufende Ortsbestimmung des Raumflugkörpers. Insgesamt ergibt sich also die gleiche Aufgabe wie bei der Navigation in der See- und Luftfahrt. Hinsichtlich der technischen Verfahren unterscheidet sich allerdings die Weltraumnavigation in einigem grundsätzlich von ihren klassischen Geschwistern auf der Erde.

Da aus verschiedenen Gründen anfänglich für alle Flugmissionen (Mond, Mars, Venus), die irgendwie eine besondere Flugführung erforderten, ausschließlich unbemannte Raumflugkörper eingesetzt wurden, mußten die einschlägigen Verfahren zunächst zwangsläufig auf deren Besonderheiten abgestimmt werden. Abgesehen davon, daß ein Bordnavigator fehlte, bedeutet das bei der sowieso sehr begrenzten und darum kostbaren Nutzmassekapazität aller Raumflugkörper, von den technischen Navigationshilfsmitteln so viel als irgend möglich auf der Erde zu belassen. Nur das unbedingt Notwendigste wurde im Raumflugkörper selbst installiert. So entwickelte man seither ständig verbesserte Funkortungsverfahren, bei denen ein im Raumflugkörper befindlicher Peilsender bzw. neuerdings allgemein eine Radar-Antwortbake (Radartransponder) als Hilfsmittel für die Markierung der jeweiligen Position dient. Mit einem Netz von hochleistungsfähigen Funkempfangs- bzw. Radargeräten auf der Erde wird die eigentliche Ortungsarbeit ausgeführt. Dabei gestatten die modernen Radarverfahren auch über sehr große Distanzen eine außerordentlich genaue Messung von Geschwindigkeit und Geschwindigkeitsänderung, die besonders für die feineren Details des Bahnverlaufs notwendig sind. Beispielsweise können in Mondentfernung noch Geschwindigkeitsänderungen von wenigen cm/s^2 erfaßt werden. Die von den funktechnischen Bodenstationen gelieferten Meßwerte

werden unaufhörlich zur Bahnkontrolle in superschnelle Datenverarbeitungs- und Rechenanlagen (etwa 12 bis 15 Millionen Rechenoperationen je Sekunde) eingegeben. Wenn erforderlich, werden die daraus ermittelten Kurskorrekturen wiederum den elektronischen Steuerungsanlagen des Raumflugkörpers übermittelt.
Nach diesem Prinzip erhält man ein Navigationsverfahren, das eine Fremdortung (Ortung von außerhalb des Objektes) mit einer Funkfernsteuerung verbindet, das nicht autonom, sondern ausschließlich mit Bordmitteln durchführbar ist. Diese Verfahrenstechnik ist außerordentlich leistungsfähig und bedeutungsvoll. Mit ihrer Hilfe gelangen unter anderem so aufsehenerregende Erfolge wie die ersten weichen Landungen von Mondsonden, der Einflug von Raumflugkörpern in Mondsatellitenbahnen sowie die Flugmissionen der „Venus"- (UdSSR) und „Mariner"- (USA) Planetensonden. Man war sich auch durchaus darüber klar, daß diese Hilfsmittel auch für die Flugführung bemannter Raumfahrzeuge von größtem Wert sein würden. Eine Bestätigung lieferten dafür die „Apollo"-Mondlandungen, deren navigatorische Grundlage bis zur Landephase weitgehend auf einer nicht autonomen Flugführung beruhte.
Seit dem Einsatz der wirklich leistungsfähigen Raumfahrzeuge erhielt auch die Flugführung neue Aspekte. Die immer anspruchsvoller werdenden Ziele, wie beispielsweise die Experimente zur Schaffung von Raumstationen („Sojus"; UdSSR) oder der Vorstoß zum Mond, machten schließlich die Entwicklung einer autonomen Flugführung – auf der Grundlage einer selbständigen, bordeigenen Navigation – immer dringlicher. Ein bemannter Raumflugkörper ist eben nur dann ein echtes Raumfahrzeug, wenn er vor allem in der Flugführung ein selbständiges System darstellt. Im Bereich der Navigation ist dieses Problem technisch dadurch lösbar, daß das Raumfahrzeug mit speziellen optischen Geräten zur Ortsbestimmung nach den Gestirnen (Astronavigation) und einer möglichst kleinen, aber hochleistungsfähigen Datenverarbeitungsanlage (Bordcomputer) ausgerüstet wird. Meist wird dann ein speziell als Navigator ausgebildetes Besatzungsmitglied die Geräte, meist Kreiselsextant o. ä. für die Gestirnpeilungen und das Rechengerät bedienen. Abgesehen von Erprobungen, bei denen noch Handgeräte verwendet werden, erwies es sich als zweckmäßig, die Sextanten ähnlich wie Periskope am Platz des Navigators fest einzubauen. Um bestimmte günstige Peilobjekte mit der Optik des Geräts „einfangen" zu können, muß der Navigator dem Bordcomputer deren astronomische Koordinaten eingeben. Das an eine raumstabile Kreiselplattform „gefesselte" Lageregelungssystem dreht das Raumfahrzeug daraufhin mit dem Gesichtsfeld des Sextantenperiskops in Richtung auf die gewünschten Gestirne. Die danach vom Navigator vorgenommenen Feinmessungen der Gestirnspositionen werden auf den Computer übertragen, und dessen weitere Rechnung liefert schließlich den jeweiligen Ort des Raumfahrzeugs in seiner Flugbahn.
Abgesehen von ihrem grundsätzlichen Wert als Hilfsmittel für alle weitreichenden Raumflüge sowie als Sicherheitsfaktor bei Ausfall der sonst durchaus zweckmäßigen funktechnischen Navigationsverfahren, bietet die autonome Navigation auch für komplizierte Unternehmen im erdnahen Raum unübersehbare Vorteile. Vor allem dann, wenn die Zahl der im Umlauf befindlichen Raumfahrzeuge und damit auch der Aufwand an Bodenhilfsmitteln bei nicht autonomer (funktechnischer) Flugführung unökonomisch wird. Die während des Dreiergruppenfluges von „Sojus"-Raumschiffen im Oktober 1969 angestellten ausführlichen Erprobungen autonomer Navigationsverfahren waren auf diesem Wege wichtige Beiträge.

Zeichnung: Hans Räde



Der PANTHER von Madame



Zeichnungen: Klaus Arndt

„Komme mir direkt schäbig vor, wenn ich bedenke, wieviel ihr Panther kostet."

Madame lädt nicht jeden. Ihr ist nur willkommen, wer Macht hat über Millionen und Divisionen. Und einmal im Jahr bittet Madame ihre Auserwählten zum großen „Madame-Ball". Wir sprechen vom „Madame-Klub", der exklusivsten gesellschaftlichen Vereinigung der westdeutschen Bourgeoisie.

Und was war up to date zum „Madame-Ball" im Herbst 1969 im Kurhaus zu Bad Neuenahr? Die „Rheinzeitung" kennt ihre Tierchen: „Zu sehen waren rehbrauner Seal, Black Nerz, Zobel mit Nerz, Jaguar mit Ozelot und dann Gepard." Sage einer, daß die oberen Tausend der Bundesrepublik keinen Platz für Tiere hätten, auf ihren Schultern, in ihren Zwingern und am Halsband. Denn welche Macht symbolisiert ja auch ein Gepard an der Leine gegenüber einem simplen Neufundländer! Und sage keiner, sie hätten keinen Sinn für tierischen Humor. Gestatteten sie doch den Kölner Karnevalisten im gleichen Jahr dem Macht-Sprecher Strauß den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen: Im Rosenmontagszug der Domstadt sucht Strauß einen „Platz für Tiere" — Anspie-

lung auf die Verunglimpfung der Außenparlamentarischen Opposition durch den CSU-Vorsitzenden.

Erklärtes Lieblingstier von „Madame“ und Franz-Josef Strauß ist indes der Panther, doch dieser nicht als Überrest auf der kalten Schulter, sagen wir der Tochter des Münchner Großfinanziers Münemann, sondern als jüngstes „Münchner Kindl“ voller Sprungkraft und Raublust, mit einem Herz von Rolls-Royce, Pranken von Fiat und einem Gebiß von der Firma Messerschmitt-Boelkow-Blohm.

Es kann sich, gleich einem Panther, von der Erde lösen, es kann über Baumwipfel schnellen, es kann in die Höhe steigen, und es vermag intensiv nach Beute zu spüren. Gepriesen wird seine Ausdauer. Es kann lange und vorzüglich gedeckt in Dschungel-Lauerstellung ausharren, um dann urplötzlich zum Sprung anzusetzen und zum Schlag auszuholen.

Ein Raubtier, wie es im (Auftrags-) Buche jener steht, die das Signum von „Madame“ tragen. Sein Zuchtzeichen ist „MRCA“ gleich „Multi Role Combat Aircraft“, Kampfflugzeug mit Mehrzweckverwendungsmöglichkeit als Jagdbomber, Abfangjäger und Aufklärer. Seine Zuchtanstalt nennt sich „Panavia Aircraft GmbH“, ein Konsortium der Luftrüstungskonzerne Messerschmitt-Boelkow-Blohm (kurz MBB), der British Aircraft Corporation (BAC) und des italienischen Fiat-Konzerns.

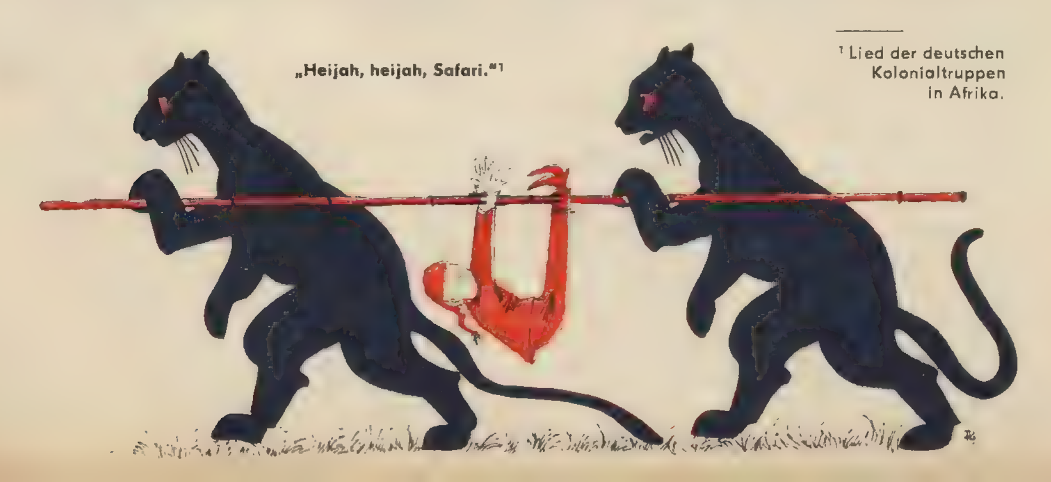
Er fliegt schon in Annoncen der westdeutschen Presse, mit verhältnismäßig stumpfem Bug, rechteckigen Ansaugschächten, verstellbaren Tragflächen und einem extrem hohen Seitenleitwerk, nicht zu vergessen das Eiserne Kreuz, in dessen Zeichen die Raubtier-Rudel des deutschen Imperialismus schon zweimal in diesem Jahrhundert zum Sprung angesetzt haben. Der Springer-Journalist Lothar Rühl beschreibt den „Panther“ als „ein Flugzeug, das die Stunde X übersteht“. Also ein Super-Tier, das bei einem dritten Mal nicht zur Strecke gebracht werden könnte, und dem deswegen schon eine ganz andere Sprungart antrainiert wird: „Die Luftwaffe muß zerstreut zusammengezogen und dann zum Einsatz geführt werden.“ Zerstreut, das heißt, ihre fliegenden Raubtiere liegen vor Erhalt des Startbefehls auseinandergezogen in Gruppen von sechs bis acht Maschinen auf kleinen betonierten Startpisten und auf Abstellplätzen entlang der Autobahn und gut ausgebauter Bundesstraßen – bis der Dompteur



„Ha, Angeber. Zur Zeit ist bei uns der Strauß das größte Raubtier!“

den Feuerreifen vorhält: Spring, Bestie, wir haben dich bestens gedrillt und dir alle Eigenschaften angezüchtet, die der „militärischen Forderung“ entsprechen. So lautet nämlich die vorgegebene offizielle Definition eines Waffensystems. Die „militärische Forderung“ des Luftwaffeninspekteurs Steinhoff lautet: „ . . . soll die Zukunftsmaschine den Luftraum über eigenem Gebiet von fremdem Fluggerät freischießen, dem Heer Luftunterstützung geben und zusätzlich atomare Strike-Missionen fliegen können.“

Ein sehr vielseitiges Tierchen demnach, wobei die stärkste Seite auf „zusätzlich“ liegt. Auf den „Strike“, den Atomschlag, geht das Hauptaugenmerk seiner Züchter bei „Panavia“ und seiner Dompteure im Führungsstab der Bonner Luftwaffe. Die offiziellen Dressur-Vorschriften sehen die „Counter Nuclear“ vor, das heißt eine nukleare operative Luftkriegsführung mit größtem Aktionsradius und höchster Geschwindigkeit. Die Zieltabellen schließen für die schweren Jagdbombergeschwader der Bonner Luftwaffe das ganze Gebiet der DDR ein und müssen vom einzelnen Piloten der ständig ein-



„Heijah, heijah, Safari.“[1]

[1] Lied der deutschen Kolonialtruppen in Afrika.

satzbereiten Staffeln bereits heute und tatsächlich im Schlaf beherrscht werden.

Bisse an der Futterkrippe

Über das Geschehen in der Münchner Wochenstube von Madame Panther vermeldete der großbourgeoise „Industrie-Kurier" am 11. Dezember 1969: „Die Systemdefinition des Neuen Kampfflugzeuges ist den Zeitplänen um zwei Monate voraus ... Nach Prüfung durch die Auftraggeber wird Ende April, Anfang Mai mit der Erteilung des Entwicklungsauftrages gerechnet."

Sorgfältig wird über die Gewichtszunahme des Raubtier-Babys Buch geführt, und das Düsseldorfer „Handelsblatt" gibt seiner Freude lautstark Ausdruck: „Endlich ist die deutsche Flugzeugindustrie an einem für sie maßgeschneiderten internationalen Projekt auch maßgeblich beteiligt."

Ja, nachdem die zuerst die Systemführung beanspruchenden britischen „Panavia"-Mitaktionäre vom ersten Platz der Futterkrippe auf den zweiten verbissen wurden. Schließlich will Bonns Luftwaffe die meisten „Panther" an der Kette zerren lassen, insgesamt 600 Exemplare, ungerechnet die vermutlich 100 weiteren für die Marineflieger. Die Briten bestellten 385 und die Italiener 200 der „Panavia"-Züchtung, die die Raubtierklassifikation des deutschen Militarismus offenbart. Denn was der „Panther" ab 1975 in der Luft sein soll, ist der Kampfpanzer „Leopard" schon jetzt als Hauptwaffe der Landstreitkräfte, demnächst ergänzt durch den Schützenpanzer „Marder"; zur See fahren die Schnellboote des „Jaguar"-Typs, Ableger kommen in die künftigen zwei Einsatzflottillen des Bundesgrenzschutzes und in die israelische Marine.

„Die deutsche Industrie", so Heeresinspekteur Schnez, „knüpft an eine große Tradition an." Stimmt, den „Panther" und „Tiger" und „Königstiger" gab es schon in der Nazi-Wehrmacht. Ihre Überreste verrosteten auf den Schlachtfeldern. Auch das gehört, bitteschön, zur Tradition der Raubtierzuchtanstalten eines Systems, das auf Rüstung, Expansion und Krieg orientiert ist und dessen Wortführer Strauß verlangt, daß „die Ehe, die zwischen Wehrwesen und Naturwissenschaft geschlossen war ..., nie wieder geschieden werde."

So gesehen, stellt sich der „Panther" als Prachtexemplar dar. Einer amerikanischen Fachzeitschrift zufolge liegt der westdeutsche Anteil an Entwicklung und Produktion bei 52 Prozent, der britische bei 31 Prozent. Italien hat sich mit dem Rest zu bescheiden. Alles in allem ein Vorhaben, das der britische Kriegsminister Healey als das mit Abstand wichtigste Militärprojekt bezeichnete, für das ein westeuropäisches Land in den nächsten Jahren Geld ausgeben könnte. 20 bis 25 Milliarden Mark soll das Geschäft machen, wobei mit einem Stückpreis (ohne die Folgekosten für Bewaffnung und Infrastruktur) von 15 Millionen Mark je Flugzeug gerechnet wird.

„MBB", so weiß der „Industriekurier", „führt 48,4 Prozent der Arbeiten an der Zelle aus. MBB ist weiterhin verantwortlich für das Steuerwerk, für Teile der Avionik, für Fahrwerk und für die Endmontage von weiteren fünf einsitzigen Prototypen."

MBB repräsentiert einen Konzern, der sich 1968 eigens im Zeichen des „Panther" aus der Messerschmitt AG Augsburg und der „Boelkow-GmbH" München und unter späterem Einschluß des Hamburger Flugzeugbaus Blohm gebildet hatte. Ein Zusammenschluß erfahrener Raubtierzüchter also. Messerschmitt zum Beispiel rüstete die Hitler-Luftwaffe mit Tausenden von Jagdflugzeugen des Typs Me 109 und mit Zerstörern vom Typ Me 110 aus.

Zu weiterer aggressiver Zucht vereint, hört man gern Lob und Perspektive aus der Feder des Strauß-Intimus und Bundeswehr-Oberst d. R. Adelbert Weinstein: „Die Erfahrungen, die sie aus der Gemeinschaftsproduktion gewinnen werden, machen diese Firmengruppen zu den Unternehmen, die in den kommenden zwanzig Jahren den Flugzeugmarkt in Europa beherrschen werden." Sie züchten die Vorherrschaft der westdeutschen Monopole und ihrer Generale über Westeuropa, und sie züchten auch dafür:

„Es ist bei der zweifachen Aufgabe geblieben ... die Wirtschaft und Gesellschaft Mitteldeutschlands freiheitlich zu formen, um sie so mit Westdeutschland zu einem einheitlichen deutschen Wirtschafts- und Sozialkörper zu integrieren, ... vorbereitende wirtschafts- und sozialpolitische Überlegungen der Wiedervereinigung entsprechend den Grundsätzen der Markt- und Wettbewerbswirtschaft zu ordnen ... Die Dauer dieser Transformation ist nicht vorauszusagen, sie soll so kurz wie möglich sein."

So charakterisiert der „Graue Plan" des Bonner „Forschungsbeirats für Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands" die vom „Panther" anzustrebende Beute. Wohl überflüssig zu sagen, daß in diesem geschäftsführenden Beuteverteilungsausschuß der Vorwärtsstrategie auch der „Bundesverband der Deutschen Industrie" vertreten ist, der — selbstverständlich — die „Wiedervereinigungsinteressen" der Aktionäre von MBB vertritt. Diese Dachorganisation des Monopolkapitals hat eine Struktur, die im wesentlichen den Ministerien der Bonner Regierung angeglichen und mit dem Staatsapparat eng verzahnt ist. Naturgemäß betrachtet sie den eigens für den „Panther" bestellten „Systembeauftragten" des Luftwaffenführungsstabes als Angestellten.

Sorgloses Treiben im Kursaal zu Bad Neuenahr, Ballgeflüster, Pelze. Ja, Madames Panther gedeiht unter erfahrenen Händen, ein Musterexemplar des in der Bundesrepublik entstandenen militärisch-industriellen Komplexes. Wie sagte doch Heeresinspekteur Schnez? „Die (west-)deutsche Industrie knüpft an eine große Tradition an."

Kurt Henze

**AR-Korrespondent
Major Jan Červený
und Fotoreporter Rudolf Ungr, Prag,**
**sahen während
einer gemeinsamen Ubung
von Spezialtruppen
der Tschechoslowakischen Volksarmee
und der sowjetischen Streitkräfte**

DIE GRÜNE PIPELINE

Die Übung „Monitor" läuft. Über viele Dutzend Kilometer rollen von der Nordgrenze der ČSSR Spezialfahrzeuge der TS-Einheiten nach Süden. Eine eigentümliche Ladung führen sie mit sich: 100-mm-Rohre, etwa sechs Meter lang, mit grüner Tarnfarbe gestrichen. Kranwagen begleiten die Kolonnen, und von den Transportfahrzeugen der Bedienungseinheiten winken Soldaten in Arbeitsanzügen den Mädchen zu.

Dort, wo die vollbepackten LKW von Regulierern eingewiesen werden, lösen sich die Marschbänder auf. Die Ladefahrzeuge fahren weit auseinandergezogen in mäßigem Schritt-Tempo, dabei entneh-



men die Verlegekommandos die „Stahlhalme" und legen sie fein säuberlich, einen nach dem anderen, neben die Landstraße, den Feld- oder Waldweg – und auch auf Wiesen und Äcker. Hand in Hand, in stetem Rhythmus der Bewegungen, verrichten sie ihre Arbeit. Andere Soldaten kommen. Sie bringen Verbindungsstücke und Dichtungen. Eins – zwei – drei haben sie damit aus den einzelnen Rohren eine schnell wachsende Leitung gefügt, aus der bald die unersättliche Technik der Waffengattungen ihr Lebenselixier, den Sprit, Diesel oder das Kerosin saugen kann. Die grüne Pipeline, Patent Leningrad, wie sie Oberstleutnant Smirnow, der Kommandeur der sowjetischen Einheiten, nannte, windet sich über Hügel und Täler, durch die Elbe und durch Hopfengärten, 150 km ins böhmische Land hinein. Aber warum „Patent Leningrad"? Genosse Smirnow beantwortet die Frage:

„Während der Belagerung Leningrads hatten wir bei den Transporten zur Versorgung der Stadt ungeheure Verluste. Jemand aus dem Stab oder dem Stadtsowjet, ich weiß nicht mehr woher, kam auf die Idee, die Vorkriegserfahrungen aus Baku und anderswo, wo es Erdölgewinnung gab, zu nutzen. Fabriken lieferten die Rohre, die Baltische Rotbannerflotte die Boote, und der Ladogasee war kaum zugefroren, als mit dem Verlegen begonnen wurde. Dann genügte es, die Rohrleitungen gut zu tarnen,





und dieser Teil der Rückwärtigen Dienste war seine Sorgen los. Leningrad erhielt auf dem schnellsten Wege ununterbrochen, und was die Hauptsache war, ohne Verluste seine Treib- und Schmierstoffe ... Später, in Rumänien, verlegten wir eine Feldpipeline, ebenfalls eine 100-Millimeter-Leitung, mit zwei Strängen. Sie war über zweihundert Kilometer lang und erreichte eine Kapazität bis zu eintausend Tonnen täglich. Heutzutage ist das kein Rekord mehr. Er ist längst überholt."

In der Tat, so ist es. Nicht nur die Durchlaßfähigkeit der Leitungen, auch die Ausgleichstationen, die Pumpanlagen, Filter, Durchlaufmesser und Lagereinrichtungen übertreffen in Konstruktion und Leistung ihre Vorfahren. Und wenn eingangs das Entladen der Rohre von Hand geschildert wurde, so ist das nicht das Neueste.



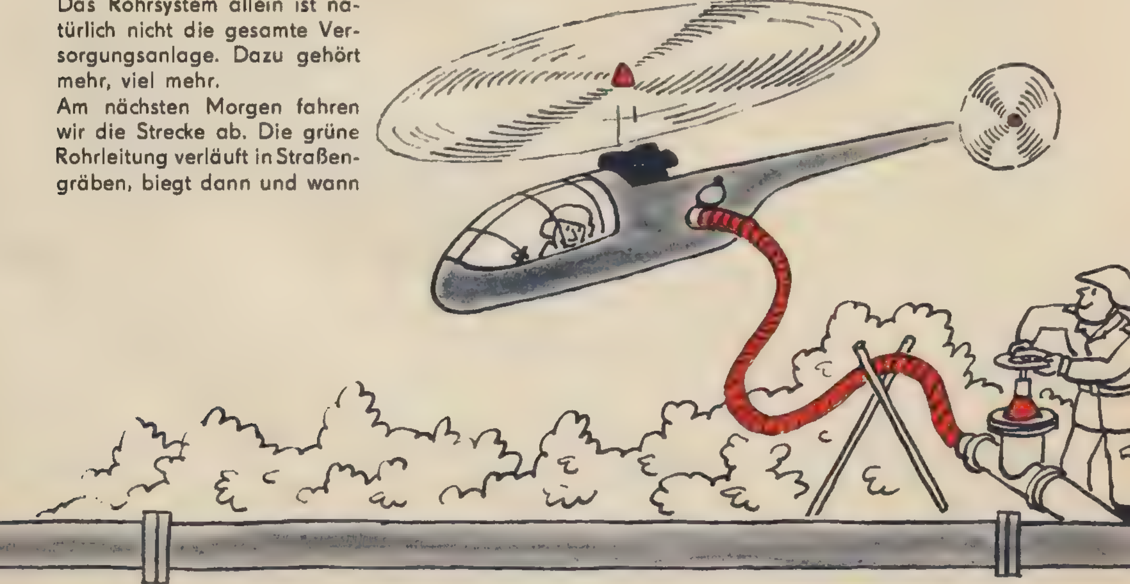
Der Bauzugführer steht über Sprechfunk in ständiger Verbindung mit seinen Nachbarn. So wird der Bau von Abschnitt zu Abschnitt zügig vorangetrieben (oben links). Wo die Feldpipeline Straßen und Bahnlinien überquert, werden provisorische Stützpfeiler, ebenfalls aus 100-mm-Rohren, errichtet. Dort, wo es das Gelände zuläßt, ist die manuelle Arbeit weitestgehend von der Mechanik abgelöst worden. Das Kranfahrzeug entlädt die palettierten Rohrbündel in Minutenschnelle.

Die einstündige Arbeit der sechs Mann eines Verlegekommandos wurde auch bei „Monitor" von der Technik auf Minuten reduziert, dort, wo die Kräne und Palettenwagen mit Vier-Mann-Bedienung eingesetzt waren. Auf die alte Methode kann trotzdem nicht ganz verzichtet werden, weil der Kran leider nicht überall hinkommt.

Das Rohrsystem allein ist natürlich nicht die gesamte Versorgungsanlage. Dazu gehört mehr, viel mehr.

Am nächsten Morgen fahren wir die Strecke ab. Die grüne Rohrleitung verläuft in Straßengräben, biegt dann und wann in Felder ab, und wo sie die Hopfengärten passiert, wird sie darüber hinweggeführt. Auch über kreuzende Straßen und Eisenbahnlinien.

„Normalerweise würden wir sie unter die Straßendecke verlegen und durch die Bahndämme hindurchführen", erklärt Oberstleutnant Chocholatý, „aber jetzt im Frieden



verzichten wir darauf, weil wir uns auch keine Schäden leisten können."

„Und wenn sich jemand dran zu schaffen macht?"

„Sie wird bewacht. Im Frieden genauso wie im Krieg. Das ist Sache der Bedienungskompanien. Jetzt, wo die Pipeline auch durch Ortschaften führt, unterstützen uns die Milizionäre und die Nationalausschüsse. Wir haben die Vorsitzenden der Nationalausschüsse von der Übung unterrichtet und sie gebeten, den Einwohnern zu sagen, worum es geht, damit niemand, hauptsächlich die Jungen, die ja überall sind, zu Schaden kommt. In der Leitung herrscht ein erheblicher Druck."

Weiter geht es die Trasse entlang. Wir kommen an Transport- und Montagegruppen vorbei, denen tags zuvor Aufklärer die Strecke abgesteckt haben und stoßen nach etwa fünfzig Kilometern Fahrt unmittelbar an der Straße auf einen Zug, der einen Abschnitt der Rohrleitung reinigt. Es sind Reservisten.

Das Reinigen der Rohre geschieht mit Gummikugeln. Sobald sie durch die Leitung gepreßt sind, fallen sie in einen Behälter. Danach wird das Ende des Abschnitts verflanscht und ein Manometer angebracht. Dann wird die Leitung erneut unter Druck gesetzt. Sinkt der Zeiger innerhalb einer halben Stunde unter die vorgeschriebene Grenze, werden Posten auf die Strecke geschickt, um den Fehler zu beseitigen, und der Druck wird erneut geprüft. Erst wenn die Leitung tipptopp in Ordnung ist,





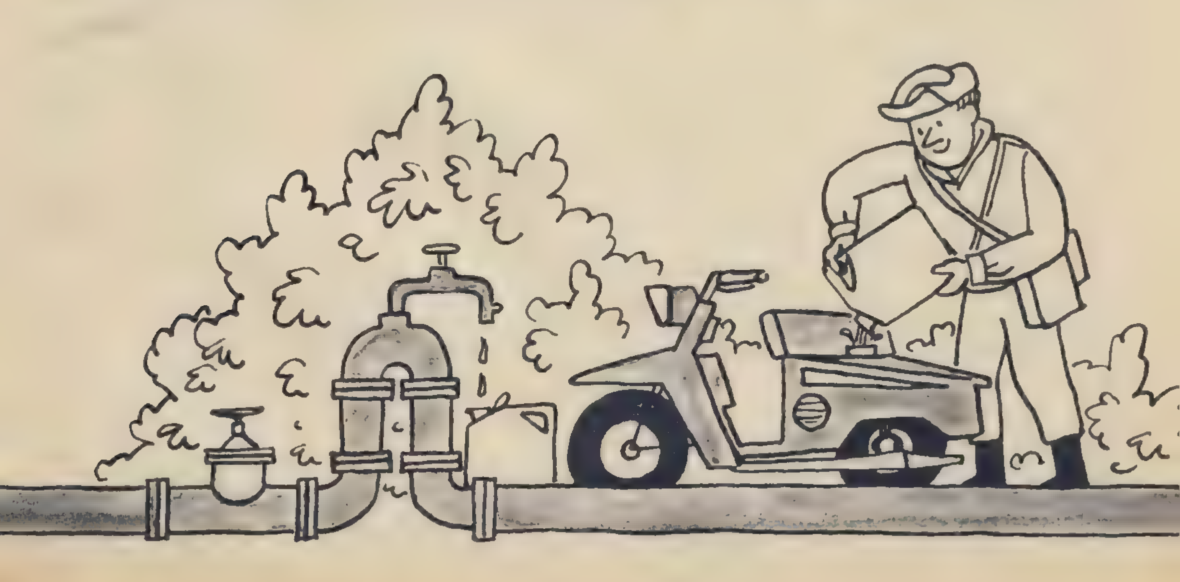
Fleißige Hände ziehen Rohr um Rohr von der Ladefläche und legen sie in langer Reihe an den Straßenrand. Auch die Männer an den Ausgleichstationen (Bild unten) haben ihre Aggregate aufgebaut und angeschlossen.

kann der benachbarte, bereits fertige Teil angeschlossen werden.

Wir nähern uns der Ausgleichstation. Diese Einrichtung, die dem Feldwebel der Reserve Karel Šipek untersteht, liegt hervorragend getarnt unter einem Felsvorsprung. Neben Förderpumpen, Schiebern und verschiedenen Armaturen sehen wir riesige Gummibehälter, leere und gefüllte. Bei allen steht eine einfache Apparatur – zwei Pflöcke mit Längsschlitzen und einer querliegenden Latte. Die Pflöcke sind mit Strichen und Zahlen bemalt, damit die Bedienungsmannschaft weiß, wann sie die Zuleitung abdrehen muß, um den Gummibehälter nicht zu überlasten.

Ein Soldat bedient den Schieber und öffnet den Saugstrang der Förderpumpe. Unweit davon stehen Löschfahrzeuge. Wir erfahren von dem Feldwebel, daß diese Einrichtung die Pipeline auch dann versorgen kann, wenn irgendwo die Zufuhr aus irgendwelchen Gründen unterbrochen sein sollte.

Davon ist vom Anfang der Linie bis hierher keine Spur zu merken. Die Pipeline liegt auf der Erde wie eine gesättigte Schlange. Soldaten der sowjetischen Bedienungsmannschaft unterhalten sich mit ihren tschechoslowakischen Genos-



sen. Sie tauschen Abzeichen und sprechen über das Leben und über dies und das. Und zu ihren Füßen fließt unaufhörlich der Strom von Treibstoff, füllt hier einen Tank, dort speist er Kraftfahrzeuge und Panzer.

Der Clou der Übung findet am nächsten Tag, hundert Kilometer weiter entfernt, statt. Gegen Mittag „bombardieren feindliche Flugzeuge" eine Straßenbrücke über die Elbe, und wie es bei Manövern nicht anders sein kann, haben sie ganze Arbeit geleistet. Die Treibstoffzufuhr darf aber nicht stocken. Die Soldaten nutzen die Brückenreste bei der Verlegung der Pipeline. Zur Beschleunigung der ganzen Aktion entsendet der Kommandeur eines sowjetischen Verbandes in der DDR einen „Fliegenden Kran" mit Besatzung.

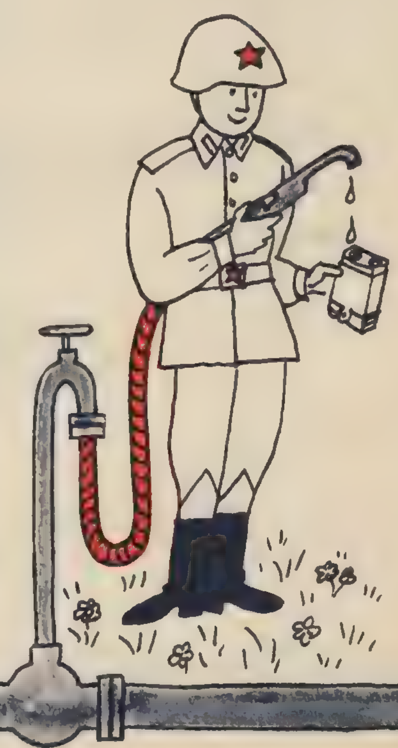
Der Hubschrauber landet pünktlich um 13.30 Uhr. Kommandeur der Gruppe ist Oberleutnant Zubrus. Seine Männer gehen gleich an die Arbeit. Etliche Dutzend Meter über den Schleppkähnen befinden sich tschechoslowakische und sowjetische Soldaten in einem Wettlauf mit der Zeit. Wolodja aus Leningrad neben Pepik aus Jablonec balancieren auf den schmalen Trägern unterhalb der Fahrbahn der „vernichteten" Brücke ...

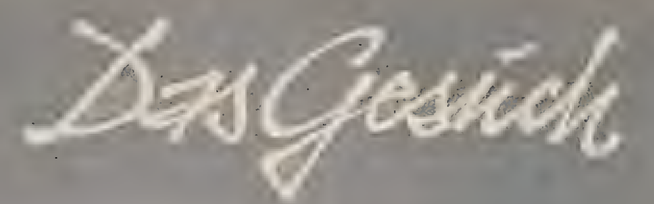
Das letzte Teilstück ist verbunden. Der eine sogt: „Feierabend", der andere: „Schluß" – das ist alles. Zu Kundgebungen und offiziellen Ansprachen ist keine Zeit. Die Gruppenführer schicken die Soldaten von der Brücke, unten gibt jemand das Kommando zum Antreten, und schon sind LKW da, die sie in den Sammelraum bringen.

Etliche Kilometer weiter, zwischen Kartoffelfeldern und Hopfengärten, zieht sich die grüne Pipeline hin, einer gesättigten Schlange nicht unähnlich.

Um bei etwaigen Ausfällen die TS-Versorgung nicht stoppen zu müssen, liegen in bestimmten Entfernungen großvolumige flexible Treibstoffbehälter. Sie fassen Tausende Liter.

Illustrationen: Harri Parschau





Einer wahren Begebenheit nacherzählt

von Hauptmann Heinz Breuer

Wenn sich die Wettermacher, die Potsdamer Optimisten, ins Fernsehbild schieben, dann immer von rechts und mit einer Unbefangenheit, die dem Zuschauer Respekt abverlangt.

„Für die Jahreszeit ungewöhnlich warm ... Altweibersommer ... überwiegend sonnig ... Das Tief über dem Ostatlantik gewinnt nur wenig Einfluß ... Die Aussichten für morgen ..."

‚Ja, die Aussichten für morgen! Bestimmt wieder Sonnenschein', denkt Kleinert, ‚aber nicht für mich, lieber Dr. Runge. Für mich nicht! Seit Wochen herrscht in meiner Gruppe ein Tief. Und ich trete auf der Stelle'.

Unteroffizier Kleinert, ein Teil seines Namens selbst, ist von gedrungenem Wuchs, nicht größer als einsfünfundsechzig und ganze einundzwanzig Jahre alt. Vollgepfropft mit Streit und Widerstreit, so sitzt er im Batterieklub und nimmt nur unbewußt wahr, was auf dem Bildschirm erzählt wird. Wenn das so einfach wäre, und wenn man alles von einer Seite betrachten und anpacken könnte, wie beim Wetterbericht, immer von rechts! Aber so einfach ist ja das Leben nicht. Es ist viermal verschieden. Für vier Menschen ist er verantwortlich: Strehse, Brückner, Scholz und Krauß. Ein Kollektiv, wie der Batteriechef sagt, mit gutem Kern. Und:

„Sie haben den Antrag gestellt, Kandidat der Partei zu werden. Na also, dann machen Sie was aus Ihrer Truppe! Beweisen Sie der Partei, daß sie Ihnen vertrauen kann!"

Unteroffizier Kleinert war am Ende seines Lateins. So klug hätte er sich auch selber kommen können. Beweisen! Wer will das nicht? Jeder will sich beweisen, so oder so. Und er, Kleinert, verantwortlich für die Führungsgruppe seiner Batterie, wollte nur das Beste. Aber alles drehte sich ja nur um Strehse. Strehse hinten und Strehse vorn. Vorn beim Diskutieren, wo es nichts zu diskutieren gibt, und hintendran bei der Ordnung. Und alles entlädt sich beim Gruppenführer.

Der Hauptwachtmeister beanstandet dies und das, immer mit der Frage: „Sie führen doch eine Führungsgruppe, nicht wahr? Wo ist sie denn, Ihre Führung?" Und der Batteriechef! Hinweise, alles schöne Hinweise.

Punktum, Kleinert hatte es satt. So nahm er nur im Unterbewußtsein Dr. Runges optimistisches Abgangslächeln wahr. Wozu noch länger hier sitzen, wenn man doch nicht mit den Gedanken bei der Sache ist. Kleinert verließ den Klub, ging auf sein Zimmer, steckte sich eine Zigarette an und begann zu schreiben ...

Die Zeit saß ihnen im Nacken. Immer wieder schaute Kleinert zur Uhr. Endlich! Nach zwanzig Minuten waren sie zurück. Einer der Aufklärer, Gefreiter Krauß, machte Meldung.

„Wo?" fragte Kleinert.

„Hier." Der Gefreite setzte seinen Finger auf einen Punkt der ausgebreiteten Karte.

„Genauer! Nehmen Sie einen Bleistift."

Gut, dachte er dann, diese Stelle müßte geeignet sein. Eine feine Arbeit der beiden. Noch schnell ein paar Befehle an die Gruppe: „Die Beobachtungsstelle wird in kurzen Sprüngen, unter Ausnutzung der natürlichen Deckung, bezogen. Arbeitsbereitschaft in zwölf Minuten!" Dann los.

Weg und Tempo bestimmte der Gefreite Kraus, dahinter der Gruppenführer, und hinter Kleinert Kanonier Strehse mit dem Funkgerät. Irgendwo, ganz in der Nähe, mußte die Batterie stehen, bereit, in die Feuerlinie einzufahren und den „Gegner", der mit einer Panzerkompanie angreifen würde, zu vernichten.

Kleinert wußte, daß jetzt überall die Stoppuhren liefen, beim Batteriechef, bei den Zugführern. Auch seine. Er hatte sie nicht aus der Hand gegeben, seit die Aufklärer abmarschiert und mit erfülltem Auftrag zurückgekehrt waren. Mit jedem Sprung, mit dem sich die Gruppe dem Ziel näherte, preßte er die Uhr noch fester. Am liebsten hätte er sie angehalten, so sehr glaubte er, der Zeit hinterherzujagen. Schließlich hing von dieser Übung viel ab: Da rennt neben ihm die leicht ironisierte Frage des Hauptwachtmeisters, und an den Stiefeln kleben die Worte des Batteriechefs — beweisen, beweisen! Dann ist da noch seine Entscheidung, sich den Genossen anzuschließen, die den Schritt angeben. Und das Schreiben an den Batteriechef!

Jetzt blieben ihnen noch zweihundert Meter, dann endlich war der Punkt erreicht. Wendig wie eine Katze, den Rücken gekrümmt, so stürmte Gefreiter Krauß vor der Gruppe her. Kleinert schaute sich um. Strehse! Verdammt noch mal, wo steckte dieser Strehse? Hinter ihm war er nicht mehr. Dort lief jetzt Brückner, und diesem dicht auf den Fersen Scholz.

‚Das kann doch nicht wahr sein! Womit habe ich das verdient?' ▶



Zorn stieg in ihm auf. Er schnürte ihm fast die Kehle zu. Strehse, um den sich alles drehte, an dem man, je nach Veranlagung, verzweifeln oder sich auch bewähren konnte, dieser Strehse war verschwunden.
Noch fünf Minuten, dann hatte die Gruppe ihre Arbeitsbereitschaft an den Batteriechef zu melden! Aber ohne Funkgerät?
‚Du mußt einen Entschluß fassen, Kleinert, du mußt jetzt handeln!'
„Gefreiter Krauß, Sie übernehmen die Gruppe! Alle Handlungen laut Befehl!"
„Verstanden, Gruppe übernehmen!"
Er käme auch noch ans Ziel, hatte Strehse zu Brückner und Scholz gesagt. Das ist Strehse, wie er leibt und lebt. Wo konnte man ihn packen? Hatte Kleinert nicht alles versucht, und nicht nur er, auch die anderen?
Als die große Abrechnung war im Oktober, da war es vorbei mit dem Titel „Beste Gruppe". Strehse brachte nicht die geforderten Normen im Nachrichtenbetriebsdienst! Nicht, daß er es nicht vermocht hätte. Die achtzehn Monate waren es, die er dienen mußte.
Ja, mußte! Denn gäbe es dieses Gesetz nicht, gar nichts würde er müssen. Aber wo ein Mensch gezwungen wird, wider sein Ich, kann dessen Leistung nur befriedigend sein. Das war seine „Theorie", die er allen offerierte. Darin sonnte sich Strehse und kam sich dabei noch unwiderstehlich klug vor.
Die alten Verpflichtungen waren noch nicht abgelaufen, da hatte Kleinert mit jedem über die neuen, höheren Anforderungen gesprochen. Wieder fuhr Strehse seine Stacheln aus, an denen sich der Gruppenführer, unterstützt von Brückner, Scholz und Krauß, wundredete. Er hatte etwas gegen diese, wie er sich ausdrückte, „Etappenwirtschaft". Erst ein „Orientierungspunkt", dem alles zustürmte, jetzt eine „Operation".
„Stürmt und operiert nur", hatte Strehse gesagt, „aber ohne mich. Für das, was man leisten kann, braucht man keine Verpflichtung."
Schließlich war Kleinert vor seiner eigenen Schwäche erschrocken. Ihm gingen die Argumente aus. So kapitulierte er vor Strehse und bediente sich nun der üblen Kunst des Überredens: Wie würden wir dastehen vor der Batterie, wenn sie erführe, daß einer von uns keine Verpflichtung übernommen hat?
So erbärmlich hatte sich Unteroffizier Kleinert in noch keiner Minute seines Lebens gefühlt wie in jenem Augenblick, als er dem Batteriechef meldete, alle Kanoniere würden am Wettbewerb zu Ehren Lenins teilnehmen.
Von Lenin lernen, wie man kämpft und siegt!
‚Du Schwächling, Kleinert! Statt den Berg, den man allein nicht besteigen kann, mit der ganzen Gruppe hinaufzuklettern, hast du einen zurückgelassen. Du hast nicht gekämpft, Kleinert, du hast gepokert. Und du hast auch nicht gesiegt, mein Lieber.'
Plötzlich stand Strehse vor ihm. Es fiel Kleinert schwer, sich zu beherrschen.
„Ihretwegen . . ."
„Ich weiß, meinetwegen!" erlaubte sich der Funker zu entgegnen. „Aber diese Schinderei, worin liegt denn ihr Sinn?"
„Sinn hin, Sinn her, jetzt ist keine Zeit, darüber zu diskutieren. Vorwärts, uns bleiben noch zwei Minuten!" Zwei Minuten — das war nicht mehr zu schaffen.
„Schwalbe, Schwalbe", kam es über die Kopfhörer, „hier Falke. Kommen Sie zu Punkt . . ."
„Schwalbe", das war Kleinert's Gruppe . . .

Der Batteriechef hatte dem Unteroffizier die Entscheidung selbst überlassen, jedoch angedeutet, daß ihm und Kanonier Strehse mit einer Strafe nicht geholfen wäre. Erst mußte Kleinert mit sich selbst ins Reine kommen.
Kleinert wollte in eine andere Einheit, wo es nur Leute wie Krauß gab, keine Strehses. Das war aus dem Versetzungsgesuch herauszulesen, welches er am Abend zuvor geschrieben hatte. Deshalb ließ ihn der Batteriechef kommen, aber auch wegen der gestrigen Übung. Kleinert hatte versagt und mit dem unpünktlichen Beziehen der B-Stelle die Batterie dem „Gegner" ausgeliefert.
„Sie haben keine Schuld", hatten die Jungs gesagt. „Schuld hat nur Strehse."
Sie wollten ihm Mut machen. Aber Gruppenführer war er und damit auch verantwortlich für Erfolg oder Mißerfolg. So hatte der Ausgang dieser Übung Kleinert noch mehr bestärkt. Das Gesuch bestand zu Recht. Das hatte er auch dem Batteriechef gegenüber geäußert.
„Zu Recht besteht nur eins, daß Sie bleiben."
Hauptmann Borchert legte das Schreiben, das er seit Beginn der Unterredung in beiden Händen gehalten hatte, beiseite. Und Kleinert, in Erwartung einer Moralpredigt, die ja nun endlich kommen mußte, korrigierte nervös den Sitz seines Koppels, obgleich es nichts zu korrigieren gab. Aber nichts kam. Nicht einmal die Aufforderung „Beweisen Sie!"
„Wenn Sie auf Ihrer Versetzung bestehen, werde ich Ihr Gesuch bearbeiten müssen."
‚Aha, also doch! Gleich wird er dir beweisen, daß ein Schwächling ist, wer vor einer lohnenden Aufgabe flieht. Und der Mensch ist eine lohnende Aufgabe, wird er sagen, auch Strehse. Woran werden Erfolge gemessen? An den Schwierigkeiten, die wir meistern müssen. Und loben wird er dich: Du bist gut, Kleinert, in der Theorie bist du ausgezeichnet. Aber die Batterie hast du gestern verspielt!'
„Wir vertrauen Ihnen, Genosse Kleinert. Überdenken Sie alles noch einmal."

In sein Zimmer zurückgekehrt, ließ sich Unteroffizier Kleinert auf sein Bett fallen. Er verschränkte die Arme unter dem Kopf und suchte mit den Augen die weißgetünchte Wand nach einer Antwort ab. „Wir vertrauen Ihnen", hatte der Batteriechef gesagt. Und in diesem WIR, so glaubte er herausgehört zu haben, lebten jene mit wie Gefreiter Krauß, der schon vor einem halben Jahr den Weg zur Partei gefunden hatte. Mit ihm würde er sich beraten müs-

sen, wenn er das Netz, in das er sich verstrickt hatte, zerreißen wollte.

Auch der Batteriechef war da. Er wollte dabeisein, wenn in der Führungsgruppe der Schlußstrich gezogen würde unter das Vergangene.
„Ich wiederhole: Ich sehe keinen Sinn in dieser Schinderei. Jedenfalls jetzt nicht, wo wir keinen Krieg haben."
‚Ich habe es doch geahnt', dachte Kleinert, ‚mit diesem Strehse ist jede Mühe vergebens. Der will nicht begreifen!'
„Ja, manchmal ist es eine Schinderei. Da hast du recht", meldete sich Brückner zu Wort. „Ich habe auch keinen Freudentanz aufgeführt, als ich zur Armee mußte. Aber unsere Pflicht haben wir zu erfüllen. Verstehst du, unsere Pflicht! Und du?"
„Was mach' ich denn?"
„Du? Du sprengst unsere Gruppe", entgegnete Krauß. „Aber damit ist jetzt Schluß!"
„Zwang also. Fein gehorchen und immer ja sagen, nicht wahr?"
„Man muß aber auch nein sagen können, wenn es angebracht ist, Kanonier Strehse." Hauptmann Borchert sprach ruhig, ohne Hast.
Kleinert suchte nach einer Wirkung bei Strehse. Sie blieb aus. Oder? Jedenfalls sah er, wie der Funker den Blick senkte.
Strehse hatte sich geschont bei der Übung. Nicht nur bei der letzten. Das Wort Anstrengung schien ihm fremd zu sein. Was er Schinderei nannte, war die Forderung, die er nicht verstand oder nicht verstehen wollte.
„Gestern noch war es eine Übung. Morgen schon kann es nackter Ernst sein. Ich muß wissen, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Auch die Gruppe muß das wissen."
Lange hatte Unteroffizier Kleinert mit sich gerungen, ehe er diesen Satz aussprach. Konnten denn die Genossen sich auf ihn verlassen? Hatte er nicht eine Art Flucht angetreten, als er das Versetzungsgesuch zu schreiben begann? Er konnte es nicht länger verbergen. Der Batteriechef hatte ihm Zeit gegeben. Krauß hatte ihm geraten, es jetzt und hier, vor seiner Gruppe zu tun. So erzählte Kleinert von seinem Gesuch, davon, daß er glaubte, mit allem allein fertig werden zu können, auch mit Strehse, daß er aber einsehen mußte, wie sehr er sich geirrt hatte.
Langsam hob sich Strehses Blick. Seine Augen suchten die des Unteroffiziers. Kleinert merkte, wie sich die Lippen des Kanoniers leicht zu einem Wort formten, dann jedoch stumm blieben. Auch Hauptmann Borchert sah das.
„Die größte Schande für Menschen unseres Schlages ist es, seine Genossen im Stich zu lassen. Wir machen alle 'mal Fehler. Aber ein solcher, der die Erfolge einer ganzen Batterie in Frage stellt, ist unverzeihlich ..."
Die Augen des Batteriechefs gingen über Scholz und Brückner, verharrten kurz bei Kleinert, um dann Strehses Blick aufzufangen.
‚Was erwartet Hauptmann Borchert? Daß Strehse spricht, sich Asche aufs Haupt streut, sein mieses Verhalten einsieht und erklärt: ich werde mich bessern?' denkt Kleinert. ‚Nie! Strehse ist nicht der Typ dazu.'
„Ich glaube, wir können abbrechen", wandte sich Kleinert an den Batteriechef.
„So? Meinen Sie?"
Ja, das meinte er. Und am liebsten hätte er auch gesagt, daß es ihm schade ist um die Zeit. Strehse ist Einzelgänger, ein Mensch, der nur sich liebt. ‚Sehen Sie doch wie er dasitzt, uninteressiert und von sich eingenommen. Wir sind unter seinem „Niveau". Punktum, meine Geduld ist zu Ende.'
„Er soll endlich den Mund aufmachen", fuhr Kanonier Scholz hoch und sah eindringlich zu Strehse. „Deinetwegen sitzen wir hier. Deine Gleichgültigkeit hat uns bei allen Genossen der Batterie in Verruf gebracht. Und der Gruppenführer schrieb ein Versetzungsgesuch, auch deinetwegen. Sag' endlich was!"
„Ich habe nichts zu sagen!"
„Typisch! Echt Strehse", urteilte Brückner.
„Lassen Sie ihm Zeit", forderte der Batteriechef. „Sie brauchen doch Zeit, Kanonier Strehse?"

Es klopfte. In der Tür stand Gefreiter Krauß!
„Wo brennt's denn?" fragte Kleinert, der sich gerade auf die wöchentliche Auswertung mit seiner Gruppe vorbereitete.
„Brennen? Nirgends. Revolution vor der Wandzeitung", antwortete der Aufklärer. „Kommen Sie, das müssen Sie erlebt haben."
Tatsächlich! Vor der Wandzeitung war die halbe Batterie versammelt. Unteroffizier Kleinert verglich die Situation mit der Hektik eines Jahrmarktes, wo sich die Leute fast die Hälse verrenken, um zu sehen, was angeboten wird. Seine Augen erfaßten die Überschrift. In sauber gezeichneten Großbuchstaben las er:

„UNSER BEITRAG IN DER OPERATION 70 —
NOTE SEHR GUT
BEIM GEFECHTSSCHIESSEN!"

Na und? Darüber haben wir doch lang und breit beraten. Jeder kennt seinen Anteil, den er zu bringen hat. Das ist nun wahrlich keine Neuigkeit. Deshalb braucht mich Krauß doch nicht von meiner Arbeit hochzujagen.
„Na, was sagen Sie dazu?" Der Gefreite ging dem Blick seines Gruppenführers nach und begriff. „Nein, nicht die Überschrift. Hier!"
Krauß bahnte seinem Vorgesetzten einen Weg durch die Ansammlung und wies auf einen Zettel, der säuberlich mit Reißzwecken angeheftet war und Strehses Unterschrift trug.
Kleinert buchstabierte: „Stellungnahme. Ich bitte alle Genossen der Batterie um Verzeihung. Ich verspreche, mich gründlich auf die Übung vorzubereiten. Mein Ziel ist die Mindestnote gut."
Unteroffizier Kleinert mußte den Text zwei- und dreimal lesen. Und er war seinem Aufklärer dankbar, daß er ihn gerade jetzt hierher geholt hatte. Er würde seine Auswertung anders aufbauen müssen.

PENTACON

PENTACON

FILIUS 4

FILIUS 4

Der Kleinbildwerfer, der Ihnen zeigt, wie schön Ihre Farbdias sind

Hohe Lichtleistung durch neuartiges Beleuchtungssystem und lichtstarkes scharfzeichnendes Projektionsobjektiv.
Mit dem Wechselschieber einfach zu bedienen.
Ausbaufähig bis zum automatischen Diawechsel.
Heimgerechte Form und Größe. Verwendbar für Dias 50 x 50 mm (Nutzformate 18 x 24, 24 x 24, 24 x 36).



Kombinat VEB PENTACON DRESDEN

DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK



Sprint nicht mehr Achillesferse

ASK – Hochburg unserer Sprint-Asse

Eine Betrachtung zum Kurzstreckenlauf

Von Eberhard Bock

Er jagte durch die Kurve als wären tausend Teufel hinter ihm her, legte auf der ziegelroten Tartanbahn im Athener Karaiskaki-Stadion noch ein wenig an Tempo zu und stürzte sich hinter dem überragenden Schweizer Europarekordler Philippe Clerc als Zweiter des 200-m-Laufes ins Ziel: Ein Lachen breitete sich über seinem Gesicht aus, wie stets, wenn ihm etwas sehr gut gelungen war. Und hier war Hermann Burde nicht nur etwas sehr gut gelungen. Dieser 200-m-Lauf hatte ganz besondere Bedeutung, denn er brachte dem DDR-Sprint die erste Medaille bei Europameisterschaften in einer Einzeldisziplin.

Auf diesen Tag hatten die Trainer und Aktiven lange warten müssen. Jahrelang war der Sprint die Achillesferse unserer Leichtathletik. Während Mittel- und Langstreckler bereits den Kampf mit der Weltelite aufgenommen hatten, während Klaus Richtzenhain und Hans Grodotzki,

Friedrich Janke, Siegfried Herrmann und Manfred Matuschewski bereits Olympia- und EM-Medaillen erkämpften, Welt- und Europarekorde liefen, standen die 100-m-Läufer – den Begriff Sprint traute man sich kaum anzuwenden – tief im Schatten und genossen lediglich deshalb eine gewisse Popularität, weil sie Kritikern und Kabarettisten immer wieder reichlich Stoff boten.
Heute zählen die DDR-Sprinter zur europäischen Spitzenklasse. Seit 1966, dem Jahr des großen Durchbruchs, in dem Harald Eggers und Detlef Lewandowski erstmals 10,2 s über 100 m liefen, erreichten Heinz Erbstößer, Hartmut Schelter, Detlef Lewandowski und Hermann Burde ausgezeichnete 10,1 s, kamen Bombach, Gollos, Bethge und Haase auf 10,2 s, erzielte die DDR-Nationalstaffel in Mexiko mit 38,6 s das fünftbeste 4×100-m-Ergebnis aller Zeiten. Im nacholympischen Jahr 1969 gelang auch über 200 m mit Lewandowskis 20,6 s und Burdes 20,7 s der Anschluß an das europäische Spitzenniveau. Das Mauerblümchendasein der DDR-Sprinter war endgültig beendet.
Großen Anteil an dieser erfreulichen Entwicklung haben die Männer vom Armeesportklub Vorwärts Potsdam. Fünf von den oben genannten neun DDR-Sprintern, die 10,2 s und schneller liefen, sind Angehörige der Nationalen Volksarmee: Hartmut Schelter, Hermann Burde, Peter Haase, Günter Gollos und Raimund Bethge. Die Schützlinge von Trainer Paul Kautz geben eindeutig den Ton in der DDR-Spitzenklasse an.
Paul Kautz, neben dem Leipziger Wolfgang Müller und dem Berliner Dynamo-Trainer Gerhard Schmolinsky einer der Pioniere des DDR-Sprints und seit 1959 verantwortlicher Sprinttrainer beim ASK Vorwärts, ist mit Recht stolz auf diese Entwicklung: „Es war manchmal wirklich schwer, und wir waren fast am Verzweifeln. Wir mühten uns nach Kräften, die Athleten trainierten wie die Schwerarbeiter. Und doch ging es keinen Schritt voran. 10,6, 10,5 s oder im besten Fall einmal in der Saison 10,4 s. Das war alles. Der Weltrekord von 10,0 s stand vor uns wie ein Felsen. der uns alle zu erdrükken drohte". erinnert sich der Fünfzigjährige.
Doch man ließ sich nie unterkriegen. Was anfangs falsch gemacht wurde – eine zu starke Anlehnung an das Training der erfolgreichen Mittel- und Langstreckler sowie ein übertriebenes Krafttraining –, wurde korrigiert. Sowjetische und polnische Trainer, die bereits in die Geheimnisse des Sprint-Trainings eingedrungen waren, vermittelten den noch immer Suchenden ihre Erfahrungen. Besser dosiert und vor allem individueller, die Eigenschaften und Möglichkeiten des einzelnen berücksichtigend, wurde nunmehr trainiert.
Erste Anfangserfolge gaben Mut. Und da man die Methoden der sowjetischen und polnischen Trainer nicht klischierte, sondern auf die eigenen Verhältnisse abstimmte, ging es Schritt für Schritt voran, entwickelte man eine eigene sprint-spezifische Trainingsmethodik. „Seit zwei, drei Jahren glauben wir den Weg gefunden zu haben, um zur europäischen und vielleicht auch einmal zur Weltklasse im Sprint vorzustoßen", erläutert Paul Kautz. „Wir sind uns völlig darüber im klaren, daß das, was wir bisher erreicht haben, nur ein Anfang gewesen sein kann. Die größeren und schwereren Aufgaben liegen noch vor uns. Wer bei den Olympischen Spielen 1972 oder 1976 Medaillen erringen will, der muß in der Lage sein, 9,9 s beständig zu laufen. Wahrscheinlich wird zu diesem Zeitpunkt der Weltrekord aber schon bei 9,8 s über 100 m und 19,5 s bis 19,6 s über 200 m liegen. Und neben diesen Zeiten nehmen sich unsere gegenwärtigen Rekorde doch noch recht bescheiden aus."
Die Entwicklung wird durch die allerorten wie Pilze aus dem Boden schießenden Kunststoffbahnen enorm be-


Peter Haase wirft sich als Schlußläufer der Nationalstaffel ins Ziel.





schleunigt. Die elastische, federnde Bahn verleiht dem Läufer bei jedem Schritt zusätzliche Impulse.

„Wollen wir mit der Entwicklung Schritt halten, dann müssen bereits in diesem Jahr die 10,0 s fallen", meint Paul Kautz. Und überlegend fügt er hinzu: „Aber das ist zu schaffen. Unsere Sprinter haben jedenfalls den Respekt vor dieser Sprint-„Schallmauer" verloren."

Diese Marke, die neun Jahre lang den Anstürmen der besten Sprinter in aller Welt standhielt, und die im Olympiajahr 1968 dann gleich viermal unterboten wurde, lag für einen jungen Mann, mit dem selbst nur wenige Experten gerechnet hatten, schon bei den deutschen Meisterschaften der DDR 1969 im Bereich des Möglichen. Obwohl er noch an einer Knieverletzung laborierte, lief Hürdenläufer Raimund Bethge, seit Anfang des nacholympischen Jahres beim ASK trainierend, im Vorlauf spielend und locker, sich auf den letzten Metern nur noch ins Ziel trudeln lassend, 10,2 s. „Wer im entscheidenden Augenblick locker bleiben kann, wer die Umwelt um sich herum vergißt, den Gegner außer acht läßt und nur eine Devise – rennen, rennen – kennt, der ist ein echter Sprinter", meint Paul Kautz. „Hartmut Schelter, der nach seinen 10,1 s leider die gesamte Saison 1969 ausfiel, beherrscht das von unseren Männern am besten."

Wenn oben geschrieben wurde, daß die 10,0 s neun Jahre lang Bestand hatten, dann ist das nur bedingt richtig. Bereits im Olympiafinale von Tokio 1964 lief der US-Amerikaner Bob Hayes 9,9 s, doch hatte er das Pech, daß in Tokio erstmals in der Geschichte der Leichtathletik die elektrische Zeitnahme offiziell angewandt wurde und die bis dahin übliche Handzeitnahme nur noch der Kontrolle diente. Elektrisch gestoppte Läufer aber sind erfahrungsgemäß 0,1 bis 0,2 s langsamer als handgestoppte. Sowohl der Aktive als auch der Zeitnehmer unterliegen einer individuellen Reaktionszeit, die 0,1 bis 0,2 s beträgt. Bei der Handzeitnahme wird also nicht exakt die Zeit vom Ertönen des Schusses an gemessen, sondern die Uhr wird erst nach Ablauf der Reaktionszeit des Zeitnehmers in Gang gesetzt. Bei der elektrischen Zeitmessung aber beginnt die Uhr genau mit dem Startschuß zu laufen. Um keinen zu krassen Leistungsabfall zuzulassen, wurde nun der Elektronik eine künstliche Reaktionszeit von 0,05 s vorgeschaltet, aber zur menschlichen Reaktionszeit fehlen noch immer 0,05 bis 0,15 s. Auch der Olympiasieger von Mexiko, Jim Hines, wurde ein Opfer dieser Bestimmung. Er lief elektrisch gestoppte 9,9 s und durfte sich wehmütig die handgestoppten 9,8 s, die bei jedem anderen Sportfest der Welt Rekord bedeutet hätten, auf den Uhren der Zeitnehmer ansehen.



Auch der Zielfilm sagt nichts anderes aus: Totes Rennen. Mit der Weltklassezeit von 10,1 s wurden Hartmut Schelter (vorn) und Heinz Erbstößer gemeinsam Deutscher Meister der DDR 1968.

Wer ist der Schnellste?

Bis zum vorolympischen Jahr 1967 war die Antwort auf diese Frage recht einfach. Der Weltrekord stand auf 10,0 s und das entsprach einem Stundenmittel von 36,0 km. Dann aber kam der später in Mexiko nicht nur wegen seines Olympiasieges, sondern auch durch seinen mutigen Protest gegen die US-amerikanische Rassenpolitik imponierende Tommie Smith und raste die 200 m auf einer geraden Bahn in 19,5 s herunter, was einem „Schnitt" von 36,91 km/h entspricht. Von diesen Geschwindigkeiten, von diesen Leistungen sind die europäischen Sprinter noch ein ganzes Stück entfernt, und auch die Yankees laufen diese Zeiten nicht jedes Jahr. Das nacholympische Jahr 1969 war interessanterweise international ein „schwaches" Sprintjahr. Denn während 1968 drei Läufer (Hines, Greene und R. Smith) 9,9 und weitere zwölf 10,0 s sprinteten, kamen 1969 nur zwei Mann (der kubanische Figuerola-Nachfolger Ramirez und der sowjetische Europameister Borsow) auf 10,0 s. Doch sicher wird das schon in diesem Jahr wieder ganz anders aussehen.

Und für unsere Männer gilt es dann, ihre zweifellos gestiegene Leistungsstärke zu beweisen. Die schnellen Männer beim ASK Vorwärts Potsdam haben sich große Ziele gestellt. Wie sie selbst meinen, liegt die größere Aufgabe noch vor ihnen. Aber sie haben nicht nur einen hervorragenden Trainer, der ihnen mit Wissen, Rat und Tat zur Seite steht, sie sind auch ein prachtvolles Kollektiv, in dem einer für den anderen einsteht, in dem einer den anderen vorantreibt. Die Schützlinge von Paul



Drei ASK-Läufer in der DDR-Nationalstaffel: Peter Haase, Hermann Burde und Hartmut Schelter (von rechts). Dazu Heinz Erbstößer (SC Leipzig), der inzwischen seine aktive Laufbahn beendet hat.

Kautz sind nicht nur Athleten, die die 100 m in wenigen Sekunden herunterrasen können. Paul Kautz, angefüllt mit dem in zwanzigjähriger Trainertätigkeit erworbenen Wissen, hat seine Männer zu echten Persönlichkeiten erzogen. Neben dem Dienst und dem Sport erwirbt sich jeder im Fernstudium das wissenschaftliche Rüstzeug für hohe sportliche und berufliche Leistungen. 90 Prozent der Sprint-Trainingsgruppe und ausnahmslos alle Spitzenathleten sind Kandidaten und Mitglieder der Partei der Arbeiterklasse. Das Vorbild des Trainers hat auf seine Schützlinge abgefärbt. Der Erfolg für die Gemeinschaft, für die Republik steht über dem des einzelnen. Wenn man nach der Ursache der Erfolge der ASK-Sprinter sucht, wird man einen wichtigen, im Leistungssport oftmals versäumten Umstand erkennen: die Kontinuität in der Arbeit. „Verletzungen und Krankheiten konnten die Arbeit behindern, aber sie konnten uns nie von unserem Ziel abbringen", urteilt Paul Kautz. Und noch etwas scheint äußerst wichtig: Auch im Augenblick des größten Erfolges, bei einer Fülle von guten Athleten versäumt es Paul Kautz nicht, sich um den Nachwuchs zu kümmern, dafür zu sorgen, daß auch in drei, vier oder noch mehr Jahren, dann, wenn die Burde, Haase, Schelter und Gollos die Rennschuhe an den Nagel gehängt haben, eine starke Sprintstreitmacht zur Verfügung steht. Hans-Joachim Zenk und Wolfgang Rabe, zwei 17jährige Burschen, die zu großen Hoffnungen berechtigen, mögen für viele stehen. So vorbereitet sollte die Schallmauer im Sprint den schnellen Männern aus Potsdam nicht mehr lange widerstehen.

Zur Person . . . Oberfeldwebel Hermann Burde

Geboren: 19. 2. 1943. Beruf: Fernmeldemonteur, Sportlehrer-Fernstudent. Klub: ASK Vorwärts Potsdam. Größte sportliche Erfolge: Vize-Europameister 1969 über 200 m, Mitinhaber des deutschen Rekords der DDR über 100 m mit 10,1 s.

„Clerc ist hoher Favorit, aber danach muß man wohl schon Burde erwarten", meinte der bekannte französische Sprinttrainer Robert Bobin vor der 200-m-Entscheidung bei den letzten Europameisterschaften in Athen und gab damit zu erkennen, daß er unseren Oberfeldwebel aus Potsdam für einen der stärksten europäischen Sprinter hielt.

Hermann begann seine sportliche Laufbahn erst spät. Während der Schulzeit war er begeisterter Segelflieger, und er brachte es dabei sogar bis zur C-Prüfung. Erst bei der Armee fand er Freude am Rennen. Unter der umsichtigen Anleitung von Paul Kautz entwickelte sich sein Sprinttalent, ganz allmählich, denn es bedurfte noch acht langer Trainingsjahre, ehe er den Erfolg von Athen bejubeln konnte.

Noch bei den Olympischen Spielen in Mexiko mußte er von seinem Klubkameraden Peter Haase die Rolle des Ersatzmannes in der 4 × 100-m-Staffel übernehmen. Wie er das tat, auch das zeichnet ihn aus. Sein Trainer glaubt, daß auch in einer solchen Situation sich die Persönlichkeit eines Sportlers zeigt: „Als Hermann spürte, daß Peter zu diesem Zeitpunkt stärker war, stimmte er sofort zu, ihn in der Staffel laufen zu lassen. Und er erfüllte von da an gewissenhaft die Aufgaben des Ersatzmannes, der für viele Kleinigkeiten verantwortlich ist, vor allem für die gute Stimmung in der Mannschaft sorgen soll. Das können sowohl Peter als auch Hermann großartig."

Dem Außenstehenden mag das wenig oder gar belanglos erscheinen. Doch wer den Ehrgeiz der Männer kennt, in der Nationalstaffel starten zu dürfen, und weiß, welche Chancen diese Staffel in Mexiko besaß, der wird Paul Kautz zustimmen. Paul Kautz' Training, sein Vorbild als Trainerpersönlichkeit wirkten auch auf Hermanns persönliche Wünsche und Ziele. Trainer möchte er werden. Nach der Rückkehr aus Mexiko übernahm er eine Kindergruppe. Er will helfen, den Nachwuchs für den Sprint zu begeistern und sich gleichzeitig auf seinen späteren Beruf praktisch vorbereiten.

Für die neue Saison hat sich Hermann wie alle seine Kameraden viel vorgenommen. Die Voraussetzungen für noch bessere Leistungen hat er, und an Gelegenheiten wird es 1970 nicht mangeln. Und 1971 stehen bereits wieder Europameisterschaften auf dem Programm . . .

Das Chamäleon

oder das Gastmahl des Fouché

Von J. C. Schwarz

Es stinkt. Die Nacht ist heiß. Die engen Pariser Straßen des Jahres 1799 haben keine Zeit, nachts die Julihitze abzugeben, denn der Morgen ist schnell wieder da und mit ihm neue Sonnenglut. In den Hauseingängen der Rue Chantareine rund um das Haus Nummer 13 schwitzen vermummte Polizisten und warten auf das Zeichen, das ihnen ihr Anführer geben will, um sie aus ihrer Starre zu erlösen. Aber das Zeichen kommt nicht, und sie können weiter nichts tun, als beobachten, wie ihnen der Schweiß unter der Kleidung über den Körper rinnt. Doch sie harren aus und murren nicht. Fouché, der Polizeiminister des Direktoriums[1], setzt sie nur zu den delikatesten und politisch bedeutsamsten Intrigen ein; ihre willfährige Verschwiegenheit wird ihnen mit Gold aufgewogen.

Dieser Polizeiminister! Der häßlichste Mann Frankreichs und nicht viel größer als ein Gnom! Noch nie hat jemand in diesem harten galligen Gesicht eine Regung gesehen, weder eine freundliche noch eine unfreundliche; wie eine Spinne, regungslos und kaltblütig, wartet er, bis seine Opfer sich im Netz verfangen. Wer weiß, was er mit dieser Aktion verfolgt? Im Haus Nummer 13 soll eine schöne und leichtsinnige Frau wohnen, deren Liebhaber er abfangen und ins Gefängnis werfen lassen will. Warum? Hat der Gnom vielleicht etwas mit ihr gehabt? Hat sie ihn abgewiesen? Es wäre nur zu verständlich gewesen. Die Polizisten, die zu zweien in den Nischen verborgen sind, spötteln leise und tuscheln sich ihre Vermutungen zu. Aber sie lassen keinen Blick von dem besagten Eingang, denn Befehl ist Befehl, und der Polizeiminister ist ein mächtiger, gefürchteter Mann. Ganz Paris munkelt, daß dieser kleine häßliche Zwerg ein ehemaliger Mönch ist, ein früheres Mitglied des Oratorianerordens, der den aus Frankreich vertriebenen Jesuitenorden ablöste. Angeblich, so heißt es, hat er nie das Ordensgelübde abgelegt, obgleich er zehn Jahre lang mit den Mönchen lebte und die Haare tonsuriert hatte.

Die Polizisten machen Witze darüber; jetzt nachts in den Hauseingängen der Rue Chantareine. Aber ihr Spott ist mit Respekt vermischt. Sie wissen viel über ihren Chef, aber sie begreifen es nicht, daß er in geheimsten Missionen hintereinander so antagonistischen Kräften wie der Kirche, der Revolution unter Robespierre und nun dem Direktorium dienen und eine Partei jeweils an die andere verraten konnte, ohne selbst zu Fall zu kommen.

Hat er nicht die katholische Kirche rigoros verfolgt, als Prokonsul der Jakobiner in Nantes, mit Bilderstürmereien und Kirchenschatzkonfiszierungen? Hat er nicht den Geist der Revolution an den blindwütigen Terror verraten und sich in Lyon mit 1600 Exekutionen in wenigen Wochen den Spitznamen „Henker von Lyon" erworben? Wer hat den edlen Robespierre, den „Unbestechlichen" gestürzt, dieses letzte große Feuer der Revolution? War es nicht Fouché, der in den Wandelgängen des Konvents[2] die Fäden gegen Robespierre knüpfte? Alle wissen das. Ganz Paris horchte auf, als Fouché nach dem Tod Robespierres vor dem Konvent wegen seiner Grausamkeiten in Lyon angeklagt wurde und verhaftet werden sollte. „Weißt du noch?" sagt ein Polizist flüsternd zu seinem Gefährten. „Damals dachten wir, sein Kopf würde an derselben Stelle in den Korb rollen, an der ein Jahr zuvor der Kopf Robespierres herabfiel." Der andere nickt und denkt an die Überraschung, mit der das Volk von Paris die plötzliche Amnestierung und das Untertauchen Fouchés registrierte. Freilich, für Eingeweihte war daran nichts Besonderes. In den Kreisen wunderte man sich auch nicht, als er vier Jahre später vom Direktorium, der neuen Regierung, als Polizeiminister aus dem Halbdunkel der Mansarden und Schwarzmarktgeschäfte hervor-

[1] Großbourgeoise Reg. bis 9. 11. 1799. Bekämpfte die revolutionäre Volksbewegung ebenso wie die royalistische Reaktion. Löste Konvent ab. (s. d.)

[2] Dritte Französische Nationalversammlung. Nach dem Sturz der Jakobiner, 26. 10. 1795 aufgelöst.



geholt wird. Barras, der Präsident des Direktoriums, hat ihn heimlich als Zuträger, Spion und Zwischenmann für dunkle Geschäfte verwendet. Und man sagt in Paris im Flüsterton, daß in diesen vier Jahren der Geldverächter Fouché das Geld lieben gelernt hat. Er, der die Reichen verdonnerte, ist auf dunkle Weise, mit Barras' Hilfe, selber reich geworden.

Denn das Geld ist jetzt wieder da und hat Macht. Es hat sich nur vor der Revolution versteckt. Schieber und Spekulanten sind aus ihren Schlupfwinkeln gekommen. Sie wittern Morgenluft. Die Losung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ ist dem Schrei „Bereichert euch!“ gewichen, seitdem die Guillotine den Revolutionsplatz verlassen hat und das Blut der wenigen echten Revolutionäre unter dem Fallbeil der Reaktion geflossen ist.

In kostbaren Taft und Musselin gehüllt, halbnackt wie griechische Göttinnen, fahren die

Frauen und Töchter der Großbourgeoisie in aufgeputzten Equipagen durch die Straßen, begleitet von Stutzern in gelben, braunen oder roten Fräcken, mit weißen Nankinghosen, Reitpeitschen mit goldenen Griffen schwingend. Parfüm- und Juwelierläden, Kaffeestuben und Vergnügungsstätten schießen aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen. Die Zeit der großen Gaunereien, der Kriegsgewinnler und Heereslieferanten ist gekommen. Man verdient wieder Geld: An den Armen, am Volk, am Krieg. Auf dem wippenden Sumpfboden der Inflation blüht hektische Vergnügungssucht. Man amüsiert sich und genießt, soweit man nicht zu den Arbeitern und Armen gehört. Und so ist es durchaus im Sinne der Zeit, daß sich ein häßlicher Polzeiminister eine kostbare Geliebte leistet und ihr Haus nachts beobachten läßt, um unter irgendeinem amtlichen Vorwand sich seines Rivalen zu entledigen. Oder sind es Gründe der Staatsräson? Die Polizisten können nur Vermutungen anstellen. Immerhin, Paris ist voll von Gerüchten über Streitigkeiten und Rivalitäten in der Regierung, und nur ein Fuchs wie ihr Chef kennt sich aus in dem Gewirr auf- und absteigender Gewalten.

Da, ein kurzer Pfiff! Das Zeichen des Anführers. Es ist halb drei Uhr früh. Aus dem Haus Nummer 13 tritt ein hübscher junger Offizier in den Morgen heraus, gut gelaunt und mit den angenehmsten Gefühlen und Eindrücken angefüllt. Plötzlich ist er von vermummten Gestalten umringt, die so schnell zupacken, daß er nicht einmal den Degen ziehen kann. Eine bereitstehende Droschke bringt ihn in rasendem Tempo ins nächste Gewahrsam. Kein Bewohner der Rue Chantareine hat etwas von diesen Vorgängen bemerkt.

●

Spät am Abend desselben Tages, in der Stunde der heimlichen Liebesbesuche, klopft es viermal an die Tür des Hauses Nummer 13 in der Rue Chantareine. Es ist das Zeichen des verhafteten Charles, des jungen hübschen Offiziers, der jetzt in Gewahrsam sitzt. Fouché wartet einen Augenblick. Er hört, wie sich von innen die Schritte einer jungen Frau der Tür nähern. Sie öffnet. Aber Öffnen der Tür und ihres Kleides sind für Charles bestimmt, das Kleid rasch zu schließen beim Anblick des anderen, nicht Erwarteten, gelingt ihr noch, aber nicht die Tür, denn Fouché hat seinen Fuß dazwischen gestellt. „Halt, Madame“, sagt er leise, „lassen Sie mich herein, ich bin Joseph Fouché, der Polizeiminister, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ „Wenn Sie mich sprechen wollen: Warum um diese Zeit und mit diesem Klopfzeichen?“

„Ich bin nicht daran interessiert, daß mich jemand sieht“, sagt er und ist schon im Vorzimmer; er sieht sich um; wahrhaftig, dieser General Bonaparte hat viel Geld ausgegeben für die Einrichtung der Wohnung, in der er seine Frau Josephine in Paris zurückließ. „Ich mußte leider Ihren Charles verhaften, Madame“, fährt er fort von dem Sessel aus, in dem Josephine Bonaparte ihn aufgefordert hat, Platz zu nehmen. Seine schwarze Kutte hat er auf einen zierlichen Stuhl gelegt, so daß die mit Goldborten und Orden geschmückte Ministeruniform sichtbar wird. „Es liegt eine Anzeige gegen ihn vor, er hat im Palais Royal Streit gehabt und eine einflußreiche Person lebensgefährlich niedergeschlagen. Hat er Ihnen nichts davon erzählt?“

Die schöne Josephine beginnt zu jammern, sie kniet nieder vor dem häßlichen Gnom, was sich sehr vorteilhaft hinsichtlich der Öffnung ihres Kleides macht.

„Exzellenz, ich bitte Sie, lassen Sie ihn frei, es kann nicht sein, sicher handelt es sich um eine Personenverwechslung, ich bin bereit, jede beliebige Kaution für seine Freilassung zu hinterlegen. Charles ist unschuldig.“

„Ob auch der Herr Napoleon dieser Meinung sein wird?“ fragt Fouché listig. „Und wo wollen Sie die Kaution hernehmen? Sie sind so verschuldet, daß der General Millionär sein müßte, um Ihre Schulden bezahlen zu können. Aber er ist nur General im Dienst der Republik und hat im fernen Ägypten keine Ahnung davon, daß Sie hier in Paris Hunderte von Hüten und Kleidern benötigen, um sich für Charles und andere Herren anzuziehen und anziehend zu machen. Soll ich ihm einen Boten nach Aboukir schicken?“

Sie erhebt sich. Sie tritt stolz zurück.

„Was wünschen Sie?“ fragt sie plötzlich mit veränderter Stimme. „Wollen Sie mich erpressen?“

„Natürlich will ich das“, sagt er gleichmütig und zieht einen Beutel mit Golddukaten aus der Tasche. „Hier, nehmen Sie das, bezahlen Sie erst mal Ihre Schulden. Was soll also mit Charles geschehen?“

Wieder verändert sie sich, sie ist Kreolin, diese schöne Josephine Beauharnais, sie ist heißblütig und temperamentvoll, sie wirft die stolze Pose beiseite und greift nach dem Geld, gerät in Verzückungen.

„Was für ein Mensch sind Sie bloß, Fouché, wer soll aus Ihnen klug werden. Ich bewundere Sie. Lassen Sie Charles laufen und meinen Mann aus dem Spiel, und Sie sollen in mir eine gute Freundin haben.“

„Das will ich, Madame, aber schließen Sie Ihr Kleid, nicht diese Art von Freundschaft suche ich. Ich will, daß Sie mit mir zusammenarbeiten. Wenn Sie ‚ja‘ sagen, wird Charles freigelassen, und Ihr Mann erfährt kein Sterbenswörtchen darüber, daß vor drei Tagen der Präsident des Direktoriums bei Ihnen übernachtete, unser Freund Barras.“

„Das wissen Sie also auch.“

„Ich weiß alles. Ich will aber noch mehr wissen. Dazu brauche ich Sie. Ich muß unbedingt erfahren, wie lange Ihr Mann noch gedenkt, sich in Aboukir zu langweilen, und was er tun wird, wenn er wieder hier ist. Bezahlen Sie Ihre

Schulden und werden Sie die Mitarbeiterin Fouchés."

„Und das Geld?" fragt sie zögernd. „Wann wollen Sie es zurück haben?"

„Nie. Es ist die erste Anzahlung für Ihre Dienste."

Nach kurzem Nachdenken sagt sie:
„Gut. Ich mache mit. Ich brauche sowieso Ihren Schutz."

„Ja, ich weiß auch gegen wen. Gegen die eifersüchtigen Brüder Bonapartes, die Ihnen nachspionieren."

„Sie wissen alles. Wird morgen abend wieder Charles bei mir sein?"

„Wenn Sie brav sind?"

„Ich will es sein, Exzellenz."

●

Am Mittag des nächsten Tages wird Charles aus dem Gefängnis geholt und dem Polizeiminister vorgeführt.

„Es liegt eine Anzeige gegen Sie vor. Sie haben vor vier Tagen im Palais Royal Streit beim Spiel gehabt und Herrn D'Assignac durch einen gezielten Faustschlag schwer verletzt." Der hübsche junge Offizier beißt sich auf die Lippen.

„Er hat eine Dame beleidigt, Exzellenz. Wir haben auf der Offiziersschule solche Faustschläge geübt."

„Ja, ich weiß, es ging um Madame Josephine Beauharnais. Meinen Sie nicht auch, daß ihr Mann zur Verteidigung ihrer Ehre berufener ist als Sie? Sie haben einen Prozeß und Ihre Entlassung aus der Armee zu gewärtigen. D'Assignac ist ein Verwandter des Präsidenten und verfügt über glänzende Beziehungen. Im Prozeß würde Ihre Beziehung zu der fraglichen Dame zur Sprache kommen. Sie sind ein erledigter Mann."

„Ich bin bereit, Herrn D'Assignac Genugtuung zu geben."

„Ach was, papperlapapp, Genugtuung! Herr D'Assignac hat Ihre Faustschläge kennengelernt. Meinen Sie, er wird Lust verspüren, auch noch Ihre Pistolenkünste kennenzulernen? Ich meine es gut mit Ihnen, deshalb sage ich: Sie müssen verschwinden. Aus Frankreich verschwinden."

„Und wohin?"

„Wir versetzen Sie nach Ägypten, zu Ihrem General. Zu dem Mann Josephines. Das muß Ihnen sympathisch sein."

„Ich weiß nicht recht. ‚Sympathisch' ist nicht der richtige Ausdruck."

„Es kommt jetzt nicht auf richtige Ausdrücke an, sondern darauf, Sie in Sicherheit zu bringen."

Der junge Mann nickt verzweifelt mit dem Kopf, starrt vor sich hin. „Was wird bloß Josephine dazu sagen", murmelt er.

„Das erfahren Sie heute abend von ihr selbst. Sie erwartet Sie um zehn Uhr."

Charles wird freigelassen. Zu seiner Überraschung findet er in seiner Wohnung auf dem Tisch sämtliche Papiere für die Reise nach Aboukir sowie ein amtliches Schreiben, demzufolge er zum Oberst befördert ist. Abends schließt ihn Josephine in die Arme. Er berichtet. Sie versteht sofort, um was es geht: Fouché über die Vorgänge in Aboukir und die Pläne Napoleons auf dem laufenden zu halten. In dem Beutel waren zweihundert Louisdor und ein Zettel: „Bearbeiten Sie Charles im Sinne unserer Vereinbarung."

●

Kaum drei Monate nach diesen Ereignissen, an einem Abend in der ersten Woche des Oktobers 1799, klopft jemand an die Tür der Wohnung Fouchés. Viermal, in kurzen Abständen. Der häßliche Mann, dessen Gesicht noch nie eine Bewegung zeigte, fährt auf. Das verabredete Zeichen!

Er zwingt sich zur Ruhe. Schickt den Hausknecht hinaus. Der kommt zurück. Meldet: „Ein Mann, der sich Charles nennt und ein schweißgebadetes dampfendes Pferd am Zügel hält, bittet, den Herrn Minister sprechen zu dürfen. Es sei dringend."

„Ja?" sagt Fouché fragend. „Ich bin es", ruft Charles und stößt den Hausknecht beiseite. „Napoleon kommt! Er hat bereits das Festland betreten. Ich bin ihm vorausgeeilt, Exzellenz. Bitte, geben Sie mir und meinem Pferd zu trinken und lassen Sie mich kurz baden. Die Parforcejagd quer durch Frankreich war anstrengend, und ich bin schmutzig. Josephine muß es noch heute nacht erfahren, aber so, wie ich bin, kann ich nicht zu ihr gehen." Er bekommt alles, was er verlangt, und geht noch in derselben Nacht zu Josephine. Wahrscheinlich war der Wunsch, sie in die Arme zu schließen, noch bevor es Bonaparte tun kann, der Hauptanlaß für Oberst Charles, quer durch Frankreich nach Paris zu jagen. Wenigstens ist das die Erklärung Fouchés für den Diensteifer des jungen Mannes. Fouché weiß alles. Er hat überall seine Agenten und Nachrichten-Zuträger, die ihm auf die verschiedenste Weise verpflichtet sind. Er hat ganz Frankreich mit einem Netz ihn informierender Spitzel überzogen und weiß mehr als die fünf Männer des Direktoriums, an die er nur einen Teil seiner Kenntnisse weitergibt. Er ist erst seit einem halben Jahr Polizeiminister, aber er macht bereits seine eigene Politik. Die Wirtschaft des Landes ist zerrüttet, die Armee ist schlecht bewaffnet und mangelhaft besoldet, überall brechen Aufstände aus, die Verhältnisse nähern sich einer Katastrophe. Daß Barras ihn, Fouché, zum Polizeiminister gemacht hat, ist für Fouché ein Beweis mehr für die Krise des Direktoriums. Sie fürchten sich vor ihrem eigenen Schatten, sie brauchen einen zuverlässigen Polizeichef. Aber Fouché denkt gar nicht daran, „zuverlässig" zu



Illustrationen: Karl Fischer

sein. Er weiß, daß Barras den „starken Mann" sucht, der Frankreich retten soll und deshalb heimlich mit dem Sohn des geköpften Königs Ludwig XVI. verhandelt, mit Ludwig XVIII., der in London sitzt. Barras will für einen Herzogstitel und eine kräftige Stange Geld die Republik verkaufen. Die Republik ist reif zum Verkauf, und wie an jedem Geschäft soll auch an diesem verdient werden. Napoleon, den Abgott der Armee, den Sieger von Arcole und Rivoli, haben sie zu den Pyramiden geschickt, wo ihnen der Hitzkopf nicht gefährlich werden kann. Vom ersten Tag seiner Amtsübernahme an ist sich Fouché darüber im klaren, daß der französische General, der seine Zeit im Schatten der Sphinx zu vertrödeln gezwungen wurde, der einzige Mann ist, der dieses Land in seine Faust nehmen und retten kann.

Aber noch weiß Fouché nicht, wie er sich verhalten, ob er die Republik an Napoleon oder Napoleon an die Republik verraten soll. Er lächelt nicht einmal, als ihn am 11. Oktober, nur wenige Tage nach dem Eintreffen von Oberst Charles in Paris, das Direktorium zu sich ruft und ihm eröffnet, daß Napoleon in Frankreich gelandet ist. Fouché weiß mehr: Bonaparte hat seine Truppen in Frankreich einem untergeordneten Offizier übergeben und eilt in Triumphzügen, vom Volk bejubelt, durch die Städte Frankreichs nach Paris.

„Sie hätten das als Polizeiminister wissen müssen", schimpft Barras, der Präsident und Liebhaber Josephines. „Sie versagen in einem entscheidenden Augenblick. Ihre Pflicht wäre es gewesen, uns zu warnen."

Fouché zuckt mit den Schultern. Er beschließt



in diesem Augenblick, die Republik an Napoleon zu verraten.

Nicht Ludwig XVIII., sondern Napoleon hält Einzug in Paris. In der Rue Chantareine, die ihm zu Ehren bald Rue Victoire heißen wird, wirft die schönste und leichtsinnigste Frau Frankreichs ihre weißen Lilienarme um seinen gedrungenen Hals. Wie hat sie sehnsüchtig auf ihn gewartet! Daß ihre Hüte und Kleider neuerdings von Fouché bezahlt werden und der kleine häßliche Polizeiminister dafür sämtliche Nachrichten über die Pläne und Absichten Napoleons von ihr erhält, weiß Bonaparte nicht. Er hält Hof in der Rue Chantareine, empfängt zur Audienz die führenden Persönlichkeiten der Gesellschaft, die in ihm den kommenden Mann sehen. Fouché erfährt alles, was im Hause Napoleons geschieht, aber er läßt Barras in Unkenntnis.

Dabei wäre in den nächsten Wochen viel zu berichten. Napoleon plant einen Staatsstreich, er will den Konvent schließen, das Direktorium stürzen und die Macht übernehmen. Fouché kennt die Namen sämtlicher Mitverschwörer und das Datum des geplanten Staatsstreiches. Aber Barras gegenüber tut er so, als ob er nichts weiß, als ob die hartnäckigen Gerüchte über eine Verschwörung aus der Luft gegriffen sind. Er sieht nichts und hört nichts und sieht und hört doch alles. Zwei Tage vor dem 9. November, der in die Weltgeschichte laut Revolutionskalender eingehen wird als der 18. Brumaire des Napoleon Bonaparte, der Tag des napoleonischen Staatsstreiches, gibt Fouché im Konferenzsaal seines Ministeriums ein kleines Essen für einen ausgewählten Kreis von Gästen. Da kommen sie herein, einer nach dem andern, die Verschwörer rund um Napoleon und Napoleon selbst. Die ersten ahnen noch gar nicht, wie vollständig ihre Gruppe sein wird, es wird keiner fehlen. Der Polizeiminister gibt einer sich unentdeckt glaubenden Verschwörergruppe einen Empfang! Hat man schon jemals so etwas gehört? Sie sehen sich betroffen an, während im Schein düster flackernder Kerzen livrierte Diener Wein, kaltes Huhn, Weinbergschnecken und Artischocken herumreichen. Sie werden blaß, es überläuft sie kalt. Sie denken an berühmte Episoden der Weltgeschichte, in denen Henker als Nachtisch die Köpfe der eingeladenen Verräter servierten. Was führt der kleine häßliche Gnom mit dem undurchdringlichen Gesicht im Schilde? Wer hat ihm geholfen, die komplette Namensliste der Verschwörer zusammenzustellen? Ist ein Verräter unter ihnen? Werden auf einen Wink des Polizeiministers Gendarmen den Saal betreten und sie alle verhaften? Werden morgen ihre Köpfe auf dem Revolutionsplatz rollen? Kaum wagen sie zu trinken und etwas zu sich zu nehmen. Sie schweigen bedrückt. Sie sitzen in einer Falle.

Da geht plötzlich die Tür auf. Sie wenden erschrocken ihre Köpfe dem Ankömmling entgegen. Der Präsident des Konvents, Gohier, derselbe Mann, den sie in zwei Tagen festnehmen wollen! Es wird also noch politische Effekte geben kurz vor ihrer Verhaftung, Gohier wird sich an ihrer Niederlage weiden. Aber zu ihrem Erstaunen beschränken sich die „politischen Effekte“, die Fouché vorbereitet hat, auf einen Dialog zwischen ihm und dem Präsidenten des Konvents:

„Oh. eine illustre Gesellschaft, lauter tüchtige und verdienstvolle Männer“, sagt mit einem Blick auf Napoleon Gohier und setzt sich neben Fouché, der ihm mit einer Geste diesen Platz zugewiesen hat. „Nun, mein lieber Fouché, was gibt es für Neuigkeiten? Sie sind ja eine unerschöpfliche Quelle wichtiger Nachrichten.“

Jetzt geschieht es, denken die Verschwörer und halten den Atem an, jetzt werden wir serviert. Aber sie hören, wie Fouché antwortet, in völligem Gleichmut und ohne irgend jemanden anzusehen, mit unbeweglichem Gesicht:

„Es ist immer dasselbe, Herr Präsident. Immer wieder das Gerede von Verschwörungen. Aber ich weiß schon, was ich davon zu halten habe. Wenn es wirklich eine Verschwörung gäbe, so hätten wir den Beweis dafür bald auf dem Revolutionsplatz.“

Was weiter? Ist mit diesem makabren Scherz die Gefahr schon vorüber? Will er sie warnen? Wird man sie beim Verlassen des Hauses oder in ihren Wohnungen festnehmen? Aber wozu dann die Warnung? Eine düstere, gequälte Zusammenkunft! Sie nippen an ihren Gläsern, das Huhn bleibt ihnen im Halse stecken. Dieser Gnom weiß alles. Er könnte sie mit einer Handbewegung erschlagen. Warum tut er es nicht? Was will er? Keiner versteht diesen Fouché.

Oder doch einer: Napoleon. Er begreift, daß ihm Fouché seine Macht, sein Talent für Verrätereien zeigen will. Ein gefährlicher Zwerg, denkt der zukünftige Kaiser Frankreichs. Wenn ich hier frei herauskomme und mir der Schlag in zwei Tagen gelingt, ohne daß Fouché mich stört, werde ich ihn in Dienst nehmen. Aber ich werde mit ihm vorsichtig sein müssen. Er ist ein Verräter von großem Format, aber ein genialer Polizeiminister. Ich werde einen zweiten geheimen Polizeiminister brauchen, um ihn zu überwachen, damit er mich nicht am Ende auch noch verrät.

Sie kommen frei heraus, und Fouché durchkreuzt nicht ihre Pläne, er hatte nur seine Freude an dieser kleinen Teufelei. Am 18. Brumaire, zwei Tage später, schläft der als Arbeitstier bekannte Polizeiminister, der jeden Morgen in aller Frühe als erster sein Büro zu betreten pflegt, bis zehn Uhr, bis ein Bote in sein Schlafzimmer stürmt und ihm mitteilt, daß Napoleon soeben den Konvent geschlossen, Paris besetzt und das Direktorium seines Amtes enthoben hat.

Zum ersten Mal sieht irgend jemand Fouché leise lächeln. Er erhebt sich ohne Eile, kleidet sich an. Er weiß: Es wird bald ein zweiter Bote kommen, der ihn zu Napoleon ruft, seinem neuen Herrn.

16 Jahre später, nach Waterloo, wird er diesen Napoleon Bonaparte verraten und als Polizeiminister Ludwig XVIII. dienen.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

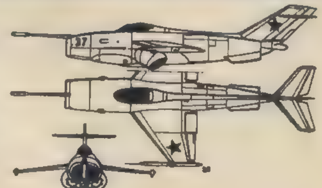
Senkrechtstart-Jagdbomber (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	7,90 m
Länge	16,25 m
Höhe	4,65 m
Startmasse	8000 kg
Geschwindigk.	1120 km/h
Reichweite	1300 km
Triebwerk	2 Turbinen, je 5500 kg Schub für den Horizontalflug, Schubumlenkvorrichtung für den Start und Landevorgang; 2 Schwenkdüsen im Rumpfmittelteil sowie Steuerdüsen im Bugausleger, an den Flügelenden und am Rumpfheck
Bewaffnung	Ungelenkte Luft-Boden-Raketen in Unterflügelmagazinen oder bis zu 2000 kg Bomben oder andere Abwurfwaffen
Besatzung	1 Mann



Der senkrecht startende Jagdbomber von Jakowlew ist der erste seiner Art, der in Serie gebaut wird; er ist für die Frontfliegerkräfte vorgesehen. Besondere Eigenschaften sind: rasches Lösen vom Boden und Übergang vom Vertikal- zum Horizontalflug sowie vollkommene Manövrierfähigkeit um die Hochachse.



ARMEE-RUNDSCHAU 3/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

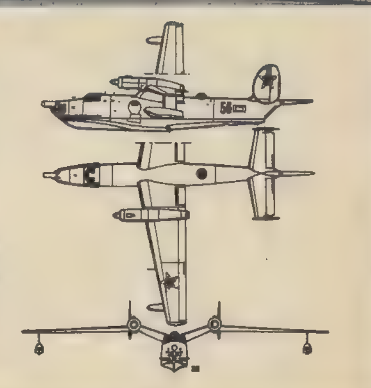


Berijew Be 12 – „Tschaika" (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	33,0 m
Länge	29,3 m
Höhe	7,0 m
Startmasse	30 000 kg
Geschwindigkeit	600···650 km/h
Reichweite	4000 km
Gipfelhöhe (von der FAI anerkannte Weltrekorde)	
– ohne Nutzlast	12 185 m
– mit 1000 kg Nutzlast	11 336 m
– mit 5000 kg Nutzlast	10 685 m
Ausrüstung	Funkmeß- und Magnetortungsgeräte
Bewaffnung	2 × 23-mm-Kanonen mit Feuerleitradar im Heck; verschiedene Abwurfwaffenkombinationen an Unterflügelstationen
Besatzung	3···4 Mann

Das Amphibien-Flugboot Be 12, eine Weiterentwicklung der Be 6, wird von den sowjetischen Seefliegerkräften für die Seeüberwachung und U-Bootbekämpfung eingesetzt und ist in der Lage, auch bei schwerer See zu operieren.



ARMEE-RUNDSCHAU 3/1970

TYPENBLATT

KRAFTFAHRZEUGE

LKW Star 660 M1 (VR Polen)

Taktisch-technische Daten:

Masse	9000 kg
Länge	6527 mm
Breite	2400 mm
Höhe	2875 mm
Nutzlast	
– Straße	4 Mp
– Gelände	2,5 Mp
Fahrbereich	
– Straße	800 km
– Gelände	500 km
Höchstgeschwindigk.	75 km/h
Kraftstoffvorrat	300 l
Motor	6-Zyl.-4-Takt-Ottomotor; 105 PS bei 3000 U/min; Wasserkühlung
Antriebsformel	6 × 6
Bereifung	12,00 - 18



Der Star 660 M1 ist ein geländegängiger LKW zum Transport von Mannschaften und Material. Er wird auch als Zugmittel für Artilleriesysteme eingesetzt.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1970

TYPENBLATT

ARTILLERIEWAFFEN

2-cm-Flak 30 (Deutschland)

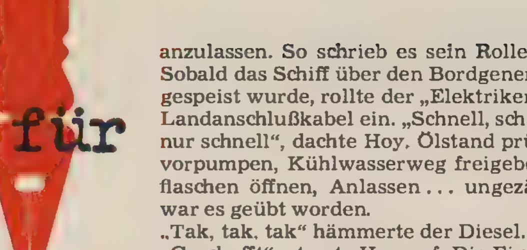


Taktisch-technische Daten:

Masse	
– in Feuerstellung	450 kg
– in Marschlage	770 kg
Kaliber	20 mm
Rohrlänge	2300 mm
Schußweite	4800 m
Schußhöhe	3700 m
Feuergeschwindigkeit	
– theoretisch	280 Schuß/min
– praktisch	120 Schuß/min
Magazinfüllung	20 Granatpatronen
Masse d. gef. Magaz.	9,5 kg
Masse d. Geschosses	0,132 kg
Anfangsgeschwindigk.	900 m/s
Richtbereich	Seite 360°, Höhe –12° +90°

Die 20-mm-Flak 30 der faschistischen Wehrmacht war bereits 1931 als erste Version – Bezeichnung MG C/30 – fertiggestellt worden. Die hier beschriebene Version ist die von 1934. Trotz der Einführung der verbesserten 2-cm-Flak 38 blieb dieses Geschütz bis 1945 im Einsatz (mit und ohne Schutzschild).

Soldaten schreiben für Soldaten



Mondnacht

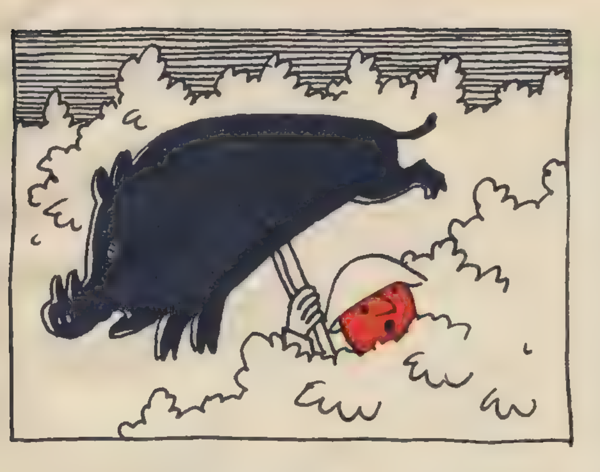
„Reise, reise, geht die alte Seemannsweise. Jeder weckt den Nebenmann, der letzte stößt sich selber an."
So romantisch und gefühlvoll soll es früher geklungen haben, wenn der Bootsmann die Matrosen aus ihren Träumen riß. Bei uns geht es nüchterner zu. Ein Klingelsignal von 30 Sekunden Dauer — das bedeutet z. B. Gefechtsalarm. Jeder kennt seine Aufgabe. Alle Gefechtsstationen müssen so schnell wie möglich besetzt werden. So auch eines Nachts, als die Klingeln schrillten. Die Signäler flogen an Oberdeck, die Artilleristen hasteten an ihre Geschütze, und die Maschinisten polterten den Niedergang zum Maschinenraum hinunter. Stabsmatrose Hoy gehörte zu den letzteren, zu den „Stokern". Sein Bordpäckchen, d. h. die Dienstuniform, unter dem Arm, fiel auch er mehr, als er ging, den Niedergang hinunter. Zwar gab er so im Schlafanzug und mit umgehängter Schutzmaske ein etwas komisches Bild ab, aber wer achtete jetzt schon darauf? Wertvolle Sekunden galt es zu gewinnen. Erst mußten die Maschinen laufen, dann war etwas Zeit zum Anziehen.
Stabsmatrose Hoy hatte den Hilfsdiesel anzulassen. So schrieb es sein Rollenbuch vor. Sobald das Schiff über den Bordgenerator gespeist wurde, rollte der „Elektriker" das Landanschlußkabel ein. „Schnell, schnell ... nur schnell", dachte Hoy. Ölstand prüfen, Öl vorpumpen, Kühlwasserweg freigeben, Luftflaschen öffnen, Anlassen ... ungezählte Male war es geübt worden.
„Tak, tak, tak" hämmerte der Diesel.
„Geschafft", atmete Hoy auf. Die Eigenversorgung wurde aufgenommen. Hoy begann sich umzuziehen. Ständig die Meßgeräte im Auge, riß er sich die Schlafanzughose von den Beinen.
„Was war das?" Hoy starrte auf den Öldruckmesser. 8, 7, 6 ... der Öldruck fiel. Die rote Marke war bereits erreicht. Halbnackt hantierte Hoy an Ventilen, Schiebern und Ölfiltern herum: 6; 5,5; 5,4 ... 5,5; 5,5; 6 — Hoy wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das war nochmal gut gegangen. Jetzt endlich konnte er seine Hose anziehen, seine Blöße bedecken.
Am Abend dieses Tages saß man zusammen in der Messe. Der Kommandant richtete Worte des Dankes an seine Besatzung. Jeder hatte sein Bestes gegeben. Es waren sehr gute Zeiten erreicht worden. Man konnte mit dem Ausbildungsstand zufrieden sein.
„... obwohl ich die Leistungen natürlich keinesfalls schmälern will", versicherte der Kommandant, „so muß ich doch mit einem Augenzwinkern sagen, daß wir mit dem Wetter diesmal mehr Glück hatten als bei unserer letzten Nebelfahrt. Die See war heute ruhig, kein Wind, und die Sicht war sehr gut, da wir Neumond hatten. Davon habt ihr natürlich nichts gesehen", wandte sich der Kommandant an die Maschinisten um Stabsmatrose Hoy.
„Doch, doch!" meldete sich der Pumpengast zu Wort: „Es war zwar nicht der Neumond, dafür aber der Hoy-Mond", und unter dem Gelächter der Besatzung beschrieb er die Einsatzfreudigkeit des Genossen Hoy, der zuerst an das Schiff und dann erst an sich gedacht hatte.

Stabsmatrose Claus Zander



Heiße Spuren

Wir waren auf einer Übung im Norden der Republik. Wie das so ist, war es uns als Funkern nur manchmal vergönnt, für kurze Zeit einen „einzuziehen". Alle Genossen, Soldaten wie Unteroffiziere, taten dies zunächst in den Stationen, und nicht selten wurde man dabei gestört. Unsere Unteroffiziere beschlossen, ein Zelt aufzubauen. Sie suchten einen idyllischen Platz aus, unmittelbar am Rande eines kleinen Sees. Als das Zelt errichtet war und einige Genossen die nähere Umgebung inspizierten, entdeckten sie Spuren. Der Gefreite K. identifizierte die Fährten als einen Wechsel von Wildschweinen. Trotz mehrfacher Warnungen ließen sich unsere Unteroffiziere nicht davon abbringen, in diesem Zelt zu



übernachten. Uns Soldaten wurmte das etwas, da wir natürlich nicht so „komfortabel“ schliefen. Als es dunkel war und die Zeltinsassen schlummerten, schlichen einige Genossen heran und ließen ein lautes, tiefes Grunzen hören. Im Zelt wurde es unruhig. Da rief einer der „Grunzer“: „Wildschweine!“ Und hast-du-nicht-gesehen stürzte alles aus dem Zelt. Seitdem schlief niemand mehr in dem Zelt, sondern nur noch auf Station, weil man da vor diesen Biestern sicher war und wir bis zum Ende der Übung dicht hielten. So herrschten wieder gleiche Bedingungen für alle.

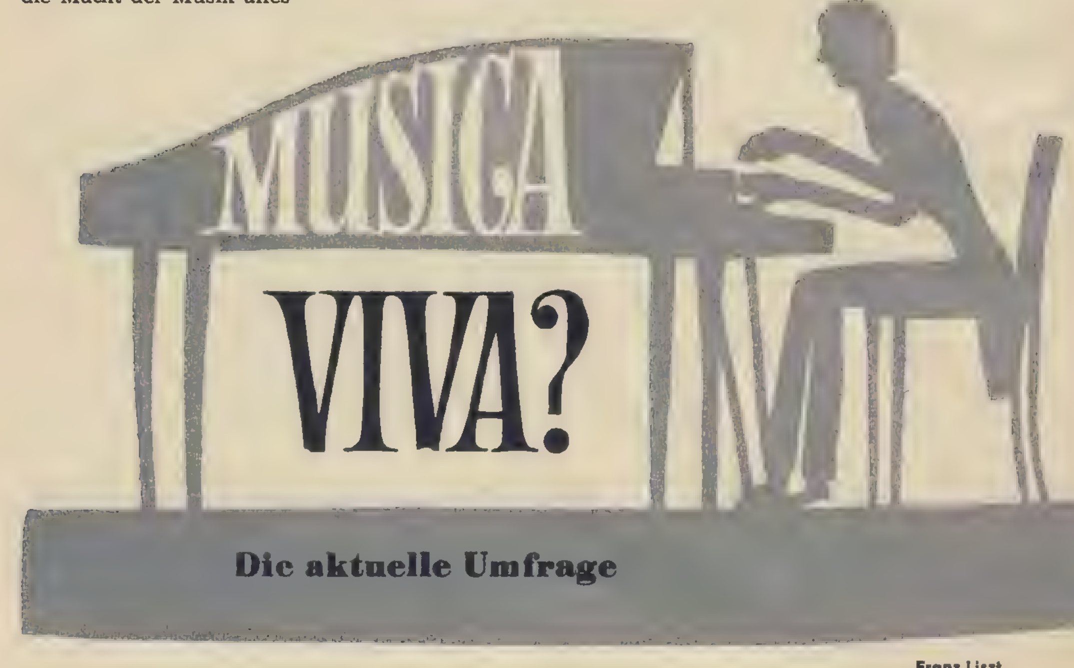
Gefreiter Rolf Zielinski

Einer genügt

Unteroffizier Schröder, der UvD der 4. Grenzkompanie, kam hastig ins Zimmer des Diensthabenden im Führungspunkt der „Vierten“ gestürzt und sagte:
„Werner, ruf doch schnell mal Hauptmann Müller von der zweiten Kompanie an. Eben hat eine Frau angerufen und bestellt, daß es so weit ist und seine Frau in einer halben Stunde vom Krankenwagen der Entbindungsstation abgeholt wird.“
Unteroffizier Schmidt begriff sofort und nahm den Hörer seines Telefons auf. Auch er kannte Hauptmann Müller gut, denn jener war bis vor kurzem Kompaniechef der Vierten gewesen, aber vor einigen Wochen als Kompaniechef zur Zweiten versetzt worden. Trotzdem wohnte er noch immer am Dienstort seiner ehemaligen Einheit. Die nächtliche Anruferin, offensichtlich eine Nachbarin, hatte in der Eile die alte Dienststelle angewählt. Die Verbindung zur 2. Kompanie war schnell hergestellt. Der dortige Diensthabende nahm die Meldung entgegen.
Nach fünf Minuten kam Unteroffizier Schröder wieder zu Unteroffizier Schmidt ins Zimmer und fragte: „Hat er denn noch nicht angerufen, ob er kommt?“
„Wer?“
„Na, Hauptmann Müller.“
„Na, da hast du aber nichts gesagt, von wegen: wieder anrufen. Aber das werden wir gleich haben!“ sagte Unteroffizier Schmidt. Schnell nahm er den Hörer in die Hand und wählte. In der Eile griff er aber etwas daneben und rief die Nummer der 3. Kompanie: „Geben Sie mir sofort Ihren Kompaniechef!“ klang sein nachgemachter Bariton, mindestens den Klang eines Majors erreichend. Nach kurzer Zeit meldete sich der Kompaniechef – aber eben der von der 3. Kompanie, Major Rölle. Zwischen beiden entstand folgendes Gespräch:
Major Rölle: (verschlafen) „a elle“.
(Das konnte Unteroffizier Schmidt vor Aufregung nicht verstehen.)
Uffz. Schmidt: „Ja, also . . . also, Ihre Frau muß ins Krankenhaus. Ich habe schon mal den DH angerufen deswegen.“
Major Rölle: „Was? (Jetzt ganz wach) . . . meine Frau ins Krankenhaus?“
Uffz. Schmidt: „Na, ja . . . ich . . . Ihre Frau bekommt doch ein Kind.“
Major Rölle: „Das wäre ja das Neueste. Da weiß ich doch noch gar nichts davon. Und das . . . Wer ist denn überhaupt am Apparat?“
Uffz. Schmidt: (nannte Einheit und Funktion)
Major Rölle: „Ah, mein lieber Freund, jetzt wird mir die Sache klar. Hier ist Major Rölle. Rufen Sie mal Hauptmann Müller an. Aber fangen Sie ja nicht gleich wieder mit dem Krankenhaus an. Wenn Sie e i n e n Chef diese Nacht damit erschrecken, reicht es aus.“

Oberleutnant Gerd Ramisch

Illustrationen: Harri Parschau

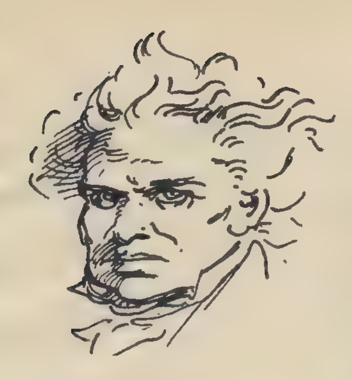


Franz Liszt

Orpheus, Sohn des Appollon und der Muse Kalliope, spielte die Lyra unübertrefflich schön und sang so bezaubernd, daß die ganze Natur bewegt wurde; die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, die Bäume, die Felsen, die Berge und die wilden Tiere aus ihren Schluchten folgten ihm, um seinen Gesang zu hören. Der weise Sinn dieser Sage ist, daß die Macht der Musik alles überwältigt. Sogar die berüchtigten Sirenen, denen Odysseus nur mit List entgehen konnte, schlug Orpheus mit seinem Gesang in den Bann. Heute ist das Musikhören weit ungefährlicher – und einfacher. Ein gezielter Griff in den Plattenschrank, und schon sind Haydn, Mozart, Beethoven oder Bach für uns da. „Halt, halt, ich mag sie ja gar nicht hören! Einmal war ich in der Oper. Nochmal gehe ich nicht hin, weil ich absolut nichts verstanden habe", klagt Stabsfeldwebel Volkhard Gust. Ins gleiche Horn stößt Funker Peter Wisalla. Für ihn ist lediglich „ein flotter Schlager was Genaues", während sich Oberfeldwebel Siegfried Grötzner nur für Marschmusik begeistert, „weil Schmiß dahinter ist." Es scheint, daß Orpheus musikalische Mühe auch an Unteroffizier Heinz Bildt spurlos vorübergehen würde: „Solch ein langweiliges Gedudel höre ich mir nicht an!" Doch ehe Euterpe, die Muse der Tonkunst, ob solcher Meinungen in Tränen ausbricht, schnell etwas Tröstendes. Peter Mindl-Mohr, Mitarbeiter eines Hauses der NVA, nennt es ein durchaus „musisches Haus". Beweis: „Oft kommen Künstler zu uns, um Einführungen in bestimmte Stücke des Musiktheaters zu geben. Gute, anspruchsvolle Musik gehört auch dazu, wenn junge Kandidaten der SED bei uns ihre Parteidokumente überreicht bekommen."

Kein Geringerer als der alte Geheimrat Goethe sagte: „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten ... Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt." Eben weil das so ist, gehen vielerorts in unserer Republik auch die Opern- und Konzertplatten weg wie warme Semmeln. „Ich habe sogar einige Stammkunden, die im voraus Bestellungen aufgeben, und das sind nicht nur Offiziere, sondern auch viele Soldaten, deren Geldbeutel doch eigentlich recht mager ist", meint Helene Baumgart, Buch- und Schallplattenverkäuferin.

Und dennoch hat Schlagersänger Thomas Lück, Gefreiter d. R., recht, wenn er konstatiert: „In vielen NVA-Dienststellen wird wenig für die Musikerziehung getan. Ich denke dabei an Beethoven und Bach, die ich sehr gerne mag. Wir sollten die jungen Armeeangehörigen behutsam an die gute Musik heranführen. Man muß es lernen, sie zu hören." Ein guter Notenschlüssel, den uns Thomas Lück da zuwirft. Er wird von vielen aufgefangen. Von dem Gefreiten Joachim Freese, der hierfür das Theateranrecht der Kompanie weidlich nutzt, oder von Gerda Demon, einer blonden Unteroffizierin, die „einem Opernabend im Radio" den Vorzug vor vielen anderen gibt. Oder von Oberst-



Ludwig van Beethoven

leutnant Rolaf Schahn, der aus den Werken Tschaikowskis, Smetanas und Chatschaturjans „Optimismus, Kraft Lebensfreude" schöpft. Prinzipiell hat auch Soldat Manfred Ehms nichts gegen eine „gute musikalische Veranstaltung". „Aber wer arrangiert das?", fragt er mit dem Stabsmatrosen Georg Waszik. Sicherlich, nicht jede Einheit hat soviel Glück wie die von Oberleutnant Kattaneck. Mit Geigenkasten und Notenkoffer rückte Gerd Welkisch, Musikredakteur beim Fernsehfunk, zur Armee ein, und zwar in eben diese Einheit. Er hatte in einem der Kammermusiktrios der Hochschule „Hanns Eisler" musiziert. Es dauerte gar nicht lange, da gesellte sich ein Cellist, Genosse Schrem, und ein Pianist, Genosse Brenneis, hinzu. So entstand ein Kammermusiktrio in Uniform. Und Oberleutnant Kattaneck unterstützt seine Musiker nach besten Kräften, weil er weiß, daß auch eine Sonate von Händel oder eine Romanze von Beethoven Waffen sein können. Diese Erkenntnis entspricht der von Dmitri Schostakowitsch: „In den Werken großer Komponisten erhält das Volk seine Stimme. Durch die Musik entdeckt ihr in euch neue, euch vorher unbekannte Kräfte. Ihr seht das Leben in neuen Tönen und Farben. Die Musik bringt euch dem Ideal des vollkommenen Menschen, der das Ziel unseres kommunistischen Aufbaus ist, näher." Genau das empfindet auch Offiziersschüler Hagen Fleischer, ebenso Hauptmann Klaus Schünke, der besonders Gefallen an Brahms und Schubert gefunden hat.

„Die haben's gut", stöhnt Soldat Herbert Lewrenz. „Mir fehlt, glaube ich, die entsprechende Windung im Gehörgang." Ähnliche Sorgen haben Unteroffizier Hartmut Kraft und Gefreiter Klaus Müller.

Wer reicht ihnen die helfende (musikalische) Hand? Ansätze gibt es im Arthur-Ladwig-Regiment. In einigen Kompanien fanden Musikliebhaber zusammen, um sich im Klub zu Schallplattenabenden der „ernsten" Musik zu treffen. Sie mühen sich auch redlich, den Zuhörerkreis zu erweitern. Noch ist ihr Erfolg jedoch nicht überwältigend. Viele Genossen sind der Meinung, nach dem anstrengenden Dienst sollte man Entspannung mit „leichterer" Musik organisieren. „Sowohl als auch", kontert Hauptmann Pansegrau. „Unterschiede zwischen ‚leicht' und ‚schwer' sollten nicht gemacht werden. Zum Beispiel bereitet mir die VII. Sinfonie von Schostakowitsch (Leningrader Sinfonie) Entspannung durch Spannung. Helden voller Zuversicht und Siegeswillen werden in schweren Stunden dargestellt. Und ich werde auch nie die Worte des Komponisten zu diesem Werk vergessen: ‚Ich wollte ein Werk schaffen von unseren Tagen, unserem Leben, von unseren Menschen, die im Bewußtsein des Sieges gegen den Feind kämpfen, Heldentaten vollbringen und siegen. An der Sinfonie arbeitend, gedachte ich der Würde unseres Volkes, seines Heldentums, der besten Ideale der Menschheit, dachte ich an die herrlichen Eigenschaften des Menschen, an unsere schöne Natur, an die Humanität, an die Schönheit. Im Namen alles dessen führen wir unseren Kampf.' "



Hector Berlioz



Wolfgang Amadeus Mozart

Damit sei nichts gegen Schlager oder Unterhaltungsmusik gesagt. Aber das allein scheint mir zu wenig. Ich weiß mich dabei übrigens eins mit Chris Doerk und Frank Schöbel, die mir sagten, daß sie in ihren Mußestunden „gerne Telemann, Bach, Haydn und Mozart hören". Ist es nicht ein schönes Gefühl, wenn Musik zum Nachdenken zwingt, zu Taten aufrüttelt? Wir sollten uns diese Wunderwerke, wie Lenin sie am Beispiel von Beethovens „Apassionata" nannte, nicht entgehen lassen und sie verstehen lernen. Voran die Vorgesetzten, die Kommandeure — auch hierin ihren Genossen ein Vorbild gebend. „Denn in diese Richtung erstreckt sich ebenfalls ihr Verantwortungsbereich", betont Generalmajor Kurt Lange. „Ein Kommandeur, der nicht liest, der nicht ins Theater geht, der zur bildenden Kunst keine Beziehung hat, dem Musik gleichgültig ist — wie will er für ein reges geistig-kulturelles Leben in

seiner Gruppe, in seiner Einheit oder in seinem Truppenteil sorgen? Wie will er es gar leiten? Das geht nicht. Auch auf kulturellem Gebiet gilt der Grundsatz: Voraussetzung ist die Erziehung und Bildung der Erzieher."
Hauptmann Wilhelm Busch aus einem Hallenser Truppenteil hat da so seine eigene Art: Er führt eine Talenteliste, d. h. er registriert bei allen Einberufungen die musischen Talente. Bisher jedoch leider nur, um bei einem Kulturprogramm schnell zu wissen, wo geeignete Kräfte vorhanden sind. Besser wäre es jedoch, er hülfe seinen Talenten, auch Musikabende und Gespräche über Schallplatten im eigenen Bereich zu veranstalten. Wie es in der Grenzkompanie Gülle geschah, wo Gefreiter Schlosser — Musikerzieher — (nicht nur) fragte, ob Beethoven für Soldaten zu schwer sei, sondern ihnen bewies, daß diese Meinung ein Trugschluß ist. Erfreuliches ist ebenfalls aus der Diskothek des Hauses der NVA in Halle zu berichten. Sie umfaßt mehr als 400 Schallplatten und wird weidlich von musikbegeisterten Soldaten genutzt. Ein Musikdozent, der zur Zeit als Soldat dient, gibt den Klubräten Hinweise für musikalische Veranstaltungen, die er auch in seiner eigenen Einheit durchführte.
Nun hat man ja nicht gleich einen Musikdozenten bei der Hand. So machte sich Flieger Rainer Druhse selbst auf die Socken: „Ich bin bei uns im Klubrat. Auf dem Programm



Richard Wagner

stand auch ein Schallplattenabend, um unsere Genossen in leichtverständlicher Art mit der sogenannten ‚schweren' Musik vertraut zu machen. Aber als der Termin herankam, konnte mir keiner sagen, wo ein Plattenspieler aufzutreiben sei, obwohl einer im Bataillon existiert. Und so wurde nichts draus."
Kanonier Rudi Mühlenhaupt macht vor Johann Sebastian Bach eine große Verbeugung: „Im Urlaub ist es das Schönste für mich, ganz alleine dazusitzen — stundenlang — und Bach zu hören. Bach muß man genießen. Hier in der Kaserne kann man das nicht. Wer versteht hier schon etwas von Musik?" Ein ganz schöner Paukenschlag, den er damit seinen Genossen versetzt. Wie wäre es, wenn von ihm auch eine entsprechende Melodie in der Vermittlung musikalischer Kenntnisse angespielt würde? Vielleicht gäbe es für Bach dann doch noch ein Plätzchen im Kompanieklub?
Matrose Bernhard Stemler wünschte sich ihn — gleich vielen anderen Genossen — besetzt: „Gerade in abgelegenen Dienststellen müßte mehr für die Musik gemacht werden. Sicher ist anspruchsvolle Musik nicht gleich etwas für jeden. Mal muß man damit aber anfangen. Voraussetzung ist allerdings, daß ein Kenner dabei ist, den man fragen und der einzelne Passagen ausdeuten kann."

Ziehen wir eine Bilanz: Fast alle Befragten sprachen sich dafür aus, daß mehr getan werden müßte, um den Bereich der anspruchsvollen Musik zu erschließen. Eine grundsätzliche Ablehnung war selten anzutreffen. Auch Nationalpreisträger Prof. Egon Morbitzer von der Deutschen Staatsoper Berlin machte diese Erfahrung während einer Tournee: „Es war einfach herrlich zu erleben, wie die jungen Panzersoldaten meine Beethovenromanze aufnahmen. Oft noch möchte ich gemeinsam mit dem vorzüglichen Orchester des Erich-Weinert-Ensembles solche begeisternden Erfolge feiern."
Freunde und Kenner der Musik werden nicht geboren, sondern entwickeln sich im Laufe der Zeit. Und in dieser Hinsicht gibt es auch keine hoffnungslosen Menschen. Um Musik lieben zu lernen, muß man sie vor allem hören. Man sollte Konzerte besuchen, Schallplatten oder Radio hören. Dann werden wir auch spüren, daß die große Kunst der Musik eine ganze Welt großer Gefühle, Leidenschaften und Gedanken eröffnet. Sie wird uns helfen, die großen Anstrengungen für eine ständige Gefechtsbereitschaft besser zu meistern.

Wolfgang Matthées

Illustrationen: Moritz von Schwind, Nador, Hieronymus Löschenkohl, J. Uhsaph, H. Lindloff, A. Varnhagen von Ense (entnommen dem „Musiklexikon" von Horst Seeger, VEB Deutscher Verlag für Musik)



Dmitri Schostakowitsch



Claude Debussy

РОССІЙСКАЯ СОЦІАЛЬ-ДЕМОКРАТИЧЕСКАЯ РАБОЧАЯ ПАРТІЯ

ИСКРА

„Изъ искры возгорится пламя!"... Отвѣтъ декабристовъ Пушкину

№ 1. ДЕКАБРЬ 1900 ГОДА. № 1.

Professor Dr. Donath, gegenwärtig tätig an der DHfK in Leipzig, war 1951 wissenschaftlicher Mitarbeiter am „Museum für Geschichte der Stadt Leipzig". Beim Studium der Werke Lenins stieß er auf die Tatsache, daß sich Lenin im Dezember 1900 in Leipzig aufgehalten und die erste Drucklegung der später so berühmten „Leninschen Iskra" organisiert hat. In welcher Druckerei aber war das gewesen? Keine Institution der DDR vermochte damals, 1951, auf diese Frage eine beweiskräftige Antwort zu geben. Genossen Donath ließ das keine Ruhe. Hier sein Bericht:

Entdeckung in der Russenstraße

Ohne daß mir jemand einen Auftrag gegeben hatte, sagte ich mir, man muß herauskriegen, wo die „Iskra" gedruckt wurde. Das „Neue Deutschland" hatte einmal in einer Notiz behauptet, dies sei wohl in der Druckerei der „Leipziger Volkszeitung" geschehen, die damals ein sozialdemokratisches Organ war. Mir erschien das unwahrscheinlich. Denn in dieser LVZ gingen tagtäglich Hunderte Menschen aus und ein. Und eine solche wichtige Zeitung, die illegal nach Rußland gebracht werden mußte und deren Verbreitung für die Beteiligten höchste Gefahren für Leib und Leben in sich schloß, konnte man nicht riskieren, in einer so großen Druckerei herstellen zu lassen. Ich befragte viele alte Genossen, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich. Da fiel mir ein, daß die Kriminalisten, wenn sie nicht mehr weiterkommen, die Öffentlichkeit zu Hilfe nehmen. Ein Anlaß bot sich: Es war auf Anregung der Partei eine breite Bewegung zur Erforschung der Heimatgeschichte in Gang gekommen. Im Auftrag der Stadtleitung der SED schrieb ich 1952 einen Aufsatz in der LVZ und forderte alle Veteranen auf, Erinnerungen, Dokumente, Bücher, Briefe und sonstige wichtige Hinweise zur Geschichte der Arbeiterbewegung und Leipzigs an die Stadtleitung der Partei zu schicken.

Eines Tages wurde ich von dort angerufen: „Wir haben einen Brief von einem Veteranen bekommen, der behauptet, daß er die ‚Iskra' im Dezember 1900 in einer Schnellpresse in einer kleinen Druckerei in Leipzig-Probstheida gesehen habe." Ich stand dieser Angabe zunächst skeptisch gegenüber. Immerhin waren 52 Jahre vergangen seit der Briefschreiber – es war der Genosse Max Purschwitz – seine Entdeckung in Probstheida gemacht haben wollte.

Bevor ich diesen Genossen besuchte, fuhr ich nach Berlin. Dort ließ ich mir den ganzen ersten Jahrgang der „Iskra" zeigen und informierte mich dadurch über Format und Spaltenbreite des Originals. Nun interviewte ich Max Purschwitz. Meine erste Frage lautete: „Wieviel Spalten hat die ‚Iskra' gehabt?" Da Max Purschwitz von Beruf Schriftsetzer gewesen war, mußten ihm ja typografische Eigenarten mehr auffallen als einem Laien. Seine Antwort kam ohne Zögern: „Drei Spalten!" Die zweite Frage nach dem Format beantwortete er mit dem Hinweis auf die größere LVZ. Bevor ich in Berlin die „Iskra" in Augenschein genommen hatte, war mir bereits das Exemplar im Dimitroff-Museum bekannt gewesen. Ich sagte zu Max Purschwitz, daß die dort vorhandene „Iskra" doch viel kleiner sei. Er antwortete: „Was das im Dimitroff-Museum für eine ‚Iskra' ist, das weiß ich nicht; ich habe jedenfalls ein anderes Format im Gedächtnis." Tatsächlich war die „Iskra" im Dimitroff-Museum ein verkleinertes Faksimile des Originals. Ich fragte Max Purschwitz weiter, wieso er sich so genau an den Zeitpunkt – Dezember 1900 – erinnern könne. In seinem Brief hatte nämlich gestanden, daß er die „Geschichte

der KPdSU" gelesen und da erst gemerkt habe, auf was für eine wichtige Sache er damals gestoßen sei. In dieser kleinen Druckerei in Probstheida wurde damals die „Arbeiter-Turn-Zeitung" gedruckt. An dem bewußten Tag war in diesem Gebäude die Sitzung einer Kommission aus der Arbeitersportbewegung angesetzt. Max Purschwitz hatte eine Einladung erhalten und war auf der Suche nach dem Tagungsraum zufällig in den Druckereiraum geraten. Er konnte sich an dieses Datum deshalb so gut erinnern, weil er an diesem Tage als vielbeschäftigter Funktionär endlich eine seiner vielen Funktionen losgeworden war. Der Besitzer der kleinen Druckerei war ein gewisser Hermann Rauh gewesen, früher Redakteur der sozialdemokratischen „Tribüne" und bekannt geworden durch eine kleine Schrift „Die Entwicklung der Turnerei in Deutschland." Max Purschwitz waren die kyrillischen Buchstaben aufgefallen, und auf seine bohrende Nachfrage hin vertraute ihm Rauh an, daß es sich um „irgendeine sozialdemokratische russische Zeitung" handele. Max Purschwitz wurde dann später auch in die illegale Versandarbeit einbezogen.

Ein zweiter Augenzeuge, der mir die Entdeckung Max Purschwitz' bestätigte, war der Schwiegersohn des Genossen Rauh, ein Herr Thomas. Ich suchte ihn auf, und er berichtete mir, daß er zu dieser Zeit gerade erst wenige Monate als Lehrling in dieser Druckerei gewesen sei und sich vor allem an den Setzer namens Blumenfeld erinnern könne, weil dieser polnisch sprach, immer in roten Pantoffeln herumlief und im Gegensatz zur dort herrschenden Betriebsatmosphäre sehr unsportlich und überhaupt am Sport desinteressiert gewesen war. Tatsächlich taucht der Name des polnischen Setzers in den Berichten russischer Genossen auf.

Jetzt hatte ich nur eine Sorge: Wird dieses Haus in Probstheida noch stehen oder war es durch Bombeneinwirkung zerstört worden?

Es war der 35. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, als ich mich auf den Weg machte. Es war ein fürchterliches Matschwetter und ziemlich kalt. Vorher hatte ich mir ein Adreßbuch von Leipzig aus dem Jahre 1900 angesehen. Aber damals war Probstheida noch nicht eingemeindet gewesen, und so konnte ich nichts finden. Allerdings wußte ich vom Genossen Purschwitz, daß es Russenstraße 48 gewesen war... Ich biege also in die Russenstraße ein. Diese Straße hieß schon 1900 so, zum Andenken an die Völkerschlacht. Ich sehe Nr. 46, 47... Dann kommt im Hintergrund ein kleines Gartenhäusel. Ich gehe weiter, da ist schon Nummer 49. Sollte das gesuchte Haus das Gartenhäusel sein? Ich gehe noch mal zurück und jetzt hinter zu dem Gartenhaus. Ich sehe, es ist tatsächlich die Nummer 48 dran. Ich mache die Türe auf, d. h., ich drücke sie auf, denn sie ist ganz wacklig und hängt nur noch schlecht in den Angeln. Ich bin in einer eigenartigen Stimmung, ganz ergriffen. Ich betrete einen Raum, wo drei Männer beschäftigt sind. Einer kommt auf mich zu, stellt sich als Tischlermeister Niegel vor und fragt nach meinem Begehr. Ich sage, ich bin Dr. Donath vom Museum. Noch immer ganz von dem Augenblick ergriffen, sage ich: „Herr Niegel, in diesem Raum, in dem wir jetzt stehen, ist eine ganz berühmte Zeitung gedruckt worden."

Er sieht mich etwas merkwürdig an und entgegnet: „Das wissen wir. Hier ist doch mal die ‚Arbeiter-Turn-Zeitung' hergestellt worden."

Ich gebe zu, daß diese Zeitung auch bedeutend gewesen sei, aber die Zeitung, die ich meine, das sei die „Iskra".

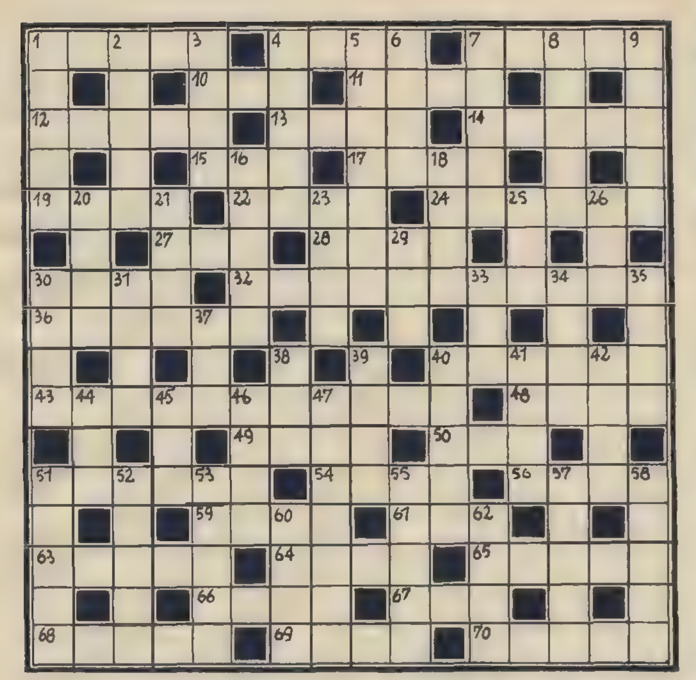
„Wie bitte?" fragt mich der Tischlermeister. Er hatte natürlich verständlicherweise keine Ahnung, was der Name „Iskra" bedeutete. Ich sage ihm, daß es sich um die „Iskra" handele, die Lenin fast allein geschrieben habe und die auf Schleichwegen nach Rußland gelangt sei. „Nehmen Sie folgendes zur Kenntnis", sage ich, „ändern Sie nichts in diesem Raum. Hier wird ein Museum eingerichtet. Sie werden noch morgen vom Oberbürgermeister Bescheid bekommen."

Und nun geschieht etwas Groteskes: Er sagt zu mir: „Ach du meine Güte! Ich habe gerade die amtliche Genehmigung bekommen, daß ich das Gebäude abreißen kann. Morgen wollen wir anfangen." Ich beschwöre ihn, ja nichts in dieser Richtung zu unternehmen.

Ich schaue mich nun im Raum genau um. An der Decke sind noch Spuren einer herausgebrochenen Mauer. Im früheren Druckereiraum finde ich noch den Sockel, auf dem ein Gasmotor gestanden hat. Auf Grund dessen kann ich mir vorstellen, wie dieser Raum eingerichtet gewesen ist.

Mein nächstes Bestreben war, weitere Umstände herauszufinden.

Ich ging zum Einwohnermeldeamt und erfuhr dort, daß der ehemalige Besitzer Rauh verstorben und seine Tochter Emma Thomas – sie war auch schon über 60 Jahre alt – in der Leninstraße in Leipzig wohne. Ich fand diese Adresse und erhielt die Aussage des Thomas, die ich schon oben erwähnt habe. Sowohl Purschwitz als auch Thomas sagten mir, daß es sich um eine König-Bauersche Schnellpresse gehandelt habe. Aufgrund der Tatsache, daß es eine Maschine aus den neunziger Jahren war, suchten wir mit Hilfe der Industriegewerkschaft Druck und Papier sämtliche Druckereien der ganzen Republik ab, und tatsächlich fanden wir ein solches Exemplar und später noch eins, das wir nach Moskau geschickt haben. Meine Idee wurde Wirklichkeit: Heute befindet sich in dem restaurierten Gebäude Russenstraße 48 die Iskra-Gedenkstätte, und die Besucher aus aller Welt überzeugen sich davon, wie deutsche Genossen der Partei Lenins halfen.





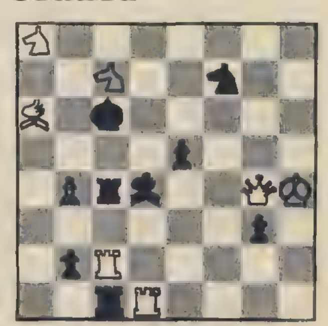
AUS ZWEI WIRD EINS

Leitung – Sporn – Koks – Ende – Ale – Scheit – Gold – Reich – Aster.

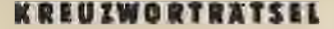
Vor jedes dieser Wörter ist ein zweites zu setzen, so daß wieder sinnvolle Begriffe entstehen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe eine neue Wissenschaft. Zur Verwendung kommen die Wörter:

Man – Kritik – Ritter – Norm – Einzel – Ort – Inka – Ost – Grude.

SCHACH



Matt in zwei Zügen (B. Sommer)



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Teil der Antreteordnung, 4. Brennstoffbehälter, 7. sowj. Riesenkipper, 10. griech. Buchstabe, 11. fruchtbarer Wüstenstrich, 12. Hochgebirgstier, 13. Nebenfluß der Garonne, 14. Milchfett, 15. europ. Inselbewohner, 17. Name der Donau in Ungarn, 19. Feldbahnwagen, 22. Stadt in Sibirien, 24. Altertum Griechenlands und Roms, 27. poln. Luftfahrtgesellschaft, 28. Gebirgsübergang, Wegverengung, 30. See in der Sowjetunion, 32. selbständige militär. Einheit, 36. reaktiv. Geschoß, 40. Staat der Ind. Union, 43. Kleinkraftrad, 48. Kalifenname, 49. Stadt in Südfrankreich, 50. Chef der Volksmarine, 51. Vorrangstellung, 54. elektr. Maßeinheit, 56. Kriegsgott, 59. längster Fluß Finnlands, 61. Teil des Wagens, 63. Giftschlange, 64. Nebenfluß der Elbe, 65. Hauptfluß Pakistans, 66. indones. Insel, 67. längster Strom der Erde, 68. Teil der Karpaten, 69. Voranschlag, 70. Gesichtsmaske.

Senkrecht: 1. russ. Dichter („Der Revisor"), 2. türk. Hafenstadt, 3. Ziffer, 4. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 5. nördlichster Punkt Europas, 6. Wasserfahrzeug, 7. Gaffelsegel am hintersten Mast, 8. Wintersportort in Finnland, 9. Innenraum von Geschützrohren und des Laufs, 16. Antreteordnung, 18. Sinnesorgan, 20. poln. Grenzfluß, 21. Unterarmknochen, 23. Fährte, 25. Handlung, 26. Uferstraße, 29. Bad in Belgien, 30. Wohlgeruch, 31. Betonungszeichen, 33. Verneinung, 34. Stadt in Holland, 35. sagenhafter Keltenkönig, 37. Einfahrt, 38. Drehpunkt, 39. Gestalt aus „Lohengrin", 40. Mittelmeerinsel, 41. europ. Hauptstadt (Landessprache), 42. deutscher Physiker, Nobelpreis 1914, 44. Sinnesorgan, 45. Schwanzlurch, 46. Teilbetrag, 47. chem. Kampfstoff, 51. Postsendung, 52. Stadt im Ural, 53. jordan. Hafenstadt, 55. Fluß in England, 57. Funkmeßverfahren, 58. Lager des Hasen, 60. Hafenmauer, 62. Gewürzkraut

Auflösungen aus Nr. 2/1970

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Hofer, 4. Most, 7. Radar, 10. Eva, 11. Code, 12. Narwa, 13. Lohn, 14. Gorki, 15. LOT, 17. Eire, 19. Igel, 22. Saal, 24. Engels, 27. Eta, 28. Ulme, 30. Lied, 32. Kaleidoskop, 36. Angara, 40. Kerala, 43. Feldflasche, 48. Ader, 49. Irak, 50. Rot, 51. Werner, 54. Metz, 56. Etat, 59. Naab, 61. Hel, 63. Uhlig, 64. Rebe, 65. Osten, 66. Elis, 67. SOS, 68. Kraul, 69. Elbe, 70. Tower. – **Senkrecht:** 1. Hanoi, 2. Ferse, 3. Real, 4. Malta, 5. Schelle, 6. Toni, 7. Regen, 8. Darre, 9. Reims, 16. Osaka, 18. Reed, 20. Grin, 21. Leda, 23. Aula, 25. Gas, 26. Leo, 29. MiG, 30. Lauf, 31. Egel, 33. Ode, 34. Krad, 35. Paar, 37. Rif, 38. Bar, 39. Ecke, 40. Kerze, 41. Rate, 42. Lena, 44. Ede, 45. Don, 46. Lira, 47. Sambesi, 51. Wruck, 52. Rilla, 53. Engel, 55. These, 57. Titow, 58. Tenor, 60. Arie, 62. Lost.

SILBENRÄTSEL. 1. Garnison, 2. Eschert, 3. Nikolajew, 4. Erfurt, 5. Regiment, 6. Astrachan, 7. Ladung, 8. Murmansk, 9. Artillerie, 10. Xanten, 11. Ibsen, 12. Magazin, 13. Orden, 14. Glezos, 15. Oktobersturm, 16. Manöver, 17. Echolot, 18. Zentrum – „General Maximo Gomez".

SCHACH. Adabascheff zeigt einen glänzend konstruierten Kreuzschachwechsel. Die Satzmatts 1. . . Dh4†; 2. Sf6 und 1 . . . D:b4†; 2. Sd6 werden nach dem Schlüssel 1. Ta5! (drohend 2. Db5 matt) in 1 . . . Dh4† Sg5 bzw. 1 . . . D:b4†; 2. Sc5 matt verändert. Anderes leicht.



Für Massenkampf in Chile

Wie der Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chiles, Luis Corvalan, in einem Interview erklärte, sieht seine Partei in der Eroberung der Macht eine Hauptaufgabe des gegenwärtigen Klassenkampfes. Dabei tritt sie für die Bildung einer Regierung ein, die alle Schichten des Volkes vertreten soll. Der Weg des bewaffneten Kampfes sei dazu zur Zeit nicht geeignet, da es Möglichkeiten gebe, durch politischen Massenkampf zur Macht zu kommen. Allerdings könne sich die Situation jederzeit so ändern, daß auch der bewaffnete Kampf nötig würde.

Erfolgreiche Aktionen in Laos

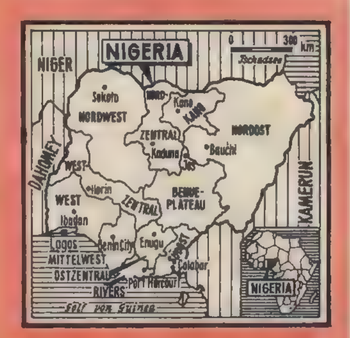
Im Zusammenwirken mit den patriotischen neutralistischen Streitkräften trat die Laotische Volksbefreiungsarmee in der Trockenperiode 1969 den amerikanischen Aggressoren und deren Satellitentruppen energisch entgegen. Sie setzte 12 000 gegnerische Soldaten außer Gefecht, vernichtete oder erbeutete 103 Militärfahrzeuge und zerstörte 284 amerikanische Flugzeuge. Damit erhöhte sich die Zahl der über Laos abgeschossenen oder am Boden zerstörten US-Flugzeuge auf rund 1100.
Foto: ZB



Nach heftigen Artillerieduellen konnten die Angriffe rechter laotischer Verbände und thailändischer Okkupationstruppen zurückgeschlagen werden.

10:1 für die Republik Südvietnam

In 40 von 44 Provinzen Südvietnams, in fünf Großstädten sowie Tausenden Kreisstädten und Gemeinden wurde bis Dezember 1969 die Volksmacht errichtet. Die Provisorische Regierung der Republik Südvietnam wertete das nicht nur als Ergebnis der erfolgreichen militärischen Aktionen, sondern vor allem als Resultat der engen Verbindung des politischen mit dem militärischen Volkskampf.



Die neue Einteilung der Republik Nigeria in 12 Provinzen (gegenüber nur dreien nach Erlangung der Unabhängigkeit am 1. 10. 1969) soll den nationalen Unterschieden im Lande Rechnung tragen und innenpolitische Spannungsquellen mindern. Karte: Wegener

Stabsquartier der MPLA jetzt in Angola

Die Verlegung des Stabsquartiers zur Leitung aller militärischen Operationen ins Landesinnere verdeutlicht den Aufschwung der Volksbewegung für die Befreiung Angolas (MPLA) in den vergangenen Monaten. Zur Zeit wird der Befreiungskampf in fünf von sechs Landesteilen geführt. Durch die aktive politische Arbeit der Widerstandsgruppen in den Städten entgleiten auch diese letzten Stützpunkte zunehmend den Händen der portugiesischen Kolonialisten.



Flußläufe mitten im Urwald sind für die angolesischen Freiheitskämpfer kein ernsthaftes Hindernis. Sie haben es gelernt, sich bei ihren überraschenden Aktionen behelfsmäßiger Ubersetzmittel zu bedienen.

Nigeria verteidigt Einheit

Die Truppen der von Nigeria abgespaltenen Provinz Biafra haben, nachdem ihnen in langwierigen Kämpfen mehr als neun Zehntel ihrer Ausgangspositionen entrissen worden waren, kapituliert. Nur durch amerikanische und westdeutsche Hilfsaktionen hatten sich die Separatisten in den Wochen zuvor noch halten können. Auf Grund dessen verweisen die nigerianischen Marxisten-Leninisten auf den engen Zusammenhang zwischen der entschlossenen Verteidigung der Einheit des Landes und dem antiimperialistischen Befreiungskampf.

Aus unserem Jahrestagskalender:

4. April: 25. Jahrestag der Befreiung Ungarns durch die Sowjetarmee
17. April: Tag der kubanischen Luftstreitkräfte
25. April: 25. Jahrestag der Begegnung sowjetischer und amerikanischer Truppen an der Elbe bei Torgau

MILITÄRISCHE AUSZEICHNUNGEN (Tschechoslowakische Volksarmee)



Ehrentitel „Held der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik"



Orden des Roten Banners



Orden des Roten Sterns

ANMERKUNG: Der „Orden des Roten Sterns", die Medaille „Für Verdienste um die Verteidigung des Vaterlandes" und die Medaille „Dienst am Vaterland" können sowohl für hervorragende Einzelleistungen als auch für langjährige Verdienste, erworben im Zeitraum von mindestens (in der angegebenen Reihenfolge) 15, 10 bzw. 5 Jahren, verliehen werden.



Medaille „Für Verdienste um die Verteidigung des Vaterlandes"



Medaille „Dienst am Vaterland"

„Nachgeben wird er nie“

Rosa Luxemburg und Clara Zetkin nahmen im Jahre 1907 am Weltkongreß der II. Internationale in Stuttgart teil, wo auch Lenin anwesend war. Clara kannte ihn noch nicht, und bei einer Begegnung machte Rosa auf ihn aufmerksam: „Schau den da gut an! Das ist Lenin. Sieh den eigenwilligen, hartnäckigen Schädel! Ein echt russischer Bauernschädel mit einigen leicht asiatischen Linien. Dieser Schädel hat die Absicht, Mauern umzustoßen. Vielleicht, daß er daran zerschmettert. Nachgeben wird er nie.“



Am späten Nachmittag des 26. Oktober 1917 war das Winterpalais gestürmt und die Kerenski-Regierung gestürzt. Wenige Stunden vor Beginn der zweiten Abend-Sitzung des II. Sowjetkongresses hatten die linken Sozialrevolutionäre auf einer Beratung die Beteiligung an der Regierung abgelehnt, nachdem die rechten Sozialrevolutionäre, die Menschewiki und die Bundisten bereits am Vortage aus Protest gegen den bewaffneten Aufstand den Kongreß verlassen hatten. So beantragte Lenin denn, die Ministerposten in der sozialistischen Regierung ausschließlich mit Bolschewiki zu besetzen, und die bolschewistische Fraktion stellte die Liste der ersten Volkskommissare auf. Vorsitzender des Rates der Volkskommissare wurde Lenin. Einer der Vorgeschlagenen sträubte sich und begründete seine Weigerung damit, daß er in dieser Arbeit keine Erfahrung habe. Darauf lachte Lenin hell auf und sagte: „Meinen Sie vielleicht, wir hätten Erfahrung?!“



Lenins revolutionäre Voraussicht, Entschlossenheit und Prinzipientreue zeigte sich besonders in der Periode des Kampfes um den Brester Frieden in der zweiten Januarhälfte 1918. Angesichts der Gefahr einer deutschen

Offensive stellte er die Frage konkret: „Ein annexionistischer Frieden ist eine sehr schlimme Sache, aber sind wir denn im gegenwärtigen Augenblick in der Lage Krieg zu führen?“ Lenin bestand auf den Abschluß eines Friedens, da er zur Festigung des Sowjetstaates eine Atempause für notwendig hielt und erst dann die Revolution der deutschen Arbeiter einkalkulieren wollte, wenn sie tatsächlich begann. Er wurde in dieser Frage vor allem von Swerdlow und Stalin unterstützt. Doch die ZK-Mitglieder und die Genossen, die sich um das ZK zusammengeschlossen hatten und mit denen die Oktoberrevolution durchgeführt werden mußte, waren gegen Lenin und bekämpften seine Linie. Auch das Petrograder und das Moskauer Gebietskomitee nahmen gegen Lenin Stellung. Man verstieg sich zu der Behauptung, es wäre besser, die Sowjetmacht aufs Spiel zu setzen, als einen Schandfrieden zu schließen. Diese „linken“ Kommunisten redeten viel vom revolutionären Kampf, ohne die realen Kräfte in Betracht zu ziehen. Sie meinten, der Abschluß eines Friedens mit der deutschen imperialistischen Regierung bedeute die Aufgabe aller revolutionären Positionen, sei Verrat an der Sache des internationalen Proletariats und an der bevorstehenden Weltrevolution.
Dieser Meinung schlossen sich viele Genossen an, mit denen Lenin durch jahrelange gemeinsame Arbeit verbunden war und die ihn in den schwersten Augenblicken des Kampfes unterstützt hatten. Um Lenin herum entstand eine Leere. Und was wurde ihm nicht alles an den Kopf geworfen. Aber Lenin blieb fest. Er erklärte, er werde aus dem ZK und aus der Regierung austreten, wenn die Politik der revolutionären Phrase fortgesetzt werde.
Erst am 23. Februar, als die deutschen Friedensbedingungen eintrafen, die innerhalb von 48 Stunden beantwortet werden mußten, und die Deutschen mittlerweile zum Angriff übergegangen waren und eine Stadt nach der anderen besetzten — da veränderte sich das Kräfteverhältnis im ZK. Lenins Standpunkt setzte sich durch.



Auf dem IV. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale im November 1922 in Moskau war die KPD mit einer Delegation vertreten, der auch Vertreter der ultralinken Richtung angehörten. Bei einer Zusammenkunft mit Lenin wurde er gebeten, seinen Standpunkt zu deutschen innerparteilichen Streitigkeiten zu sagen. Er beantwortete dies mit dem Hinweis, er werde noch seinen Standpunkt darlegen, aber vorerst sollten alle, zumindest die deutschen Genossen, ihre Meinung sagen, damit man nicht zu übereilten Schlußfolgerungen käme. Lenin hörte gespannt zu, wobei seine Augen immer wieder prüfend auf dem einen oder anderen der Anwesenden ruhten. Als man auf die Auseinandersetzungen zwischen dem Zentralkomitee der KPD und der ultralinken Opposition zu sprechen kam, wurde dabei die von der oppositionellen Berliner Bezirksleitung redigierte Wochenbeilage der „Roten Fahne“ mit dem Titel „Taktik und Organisation“ erwähnt. Plötzlich kam von Lenin wie aus der Pistole geschossen die Frage:
„Versteh' ich recht: Die ‚Rote Fahne‘ ist doch das Zentralorgan?“
„Ja“, kam die Antwort.
„Die Redaktion ist doch vom Zentralkomitee eingesetzt?“
„Selbstverständlich!“
„Und ‚Taktik und Organisation‘, das ist eine Beilage der ‚Roten Fahne‘?“
„Ja.“
„Also, diese Beilage wird von der Berliner Organisation, das heißt von der Opposition redigiert?“
„Ja!“
Darauf Lenin: „Unmöglich! Un-mög-lich!! Das geht doch gar nicht!“
So erklärte Lenin durch eine Frage und eine kurze Feststellung das Prinzip des demokratischen Zentralismus und die unbedingte Notwendigkeit der Übereinstimmung der Parteiliteratur mit der Linie des Zentralkomitees.

Zusammengestellt aus: „Unvergeßlicher Lenin“, Dietz Verlag Berlin 1957; „Erinnerungen an Lenin“ von Nadeshda Krupskaja, Dietz Verlag Berlin, 1960.

ALS DER SOLDAT das Blatt vom Druckstock hob:
vorsichtig
Um nicht zu verwischen das ins Holz geschnittene Bild
Durchfuhr ihn ein Schreck, er könnte gefehlt haben
Beim Schneiden des Porträts.
Dann drehte er das Blatt um, und vor ihm
Erhob sich das Antlitz des Großen der Revolution:
Lenin.
Es war gelungen.
Als der Singeklub der Kompanie vor den Bürgern
Der Stadt seine Lieder sang, berichtend
Vom Kampf um den Frieden und von ihren Erfolgen
Beim Erlernen der Kriegskunst im modernen Gefecht
Verkauften der Kommandeur und der Soldat
An die Zuhörer vierhundert Lenin-Porträts.
Den Erlös, achthundert Mark, spendeten sie
Für ihre vietnamesischen Waffenbrüder.
So handelnd im leninschen Geist, zeigten
Die Soldaten des Volkes aller Welt
Daß sie Lenins Soldaten sind.

Joachim Warnatzsch





Fla-Raketen auf dem Marsch



HEFT 3
MÄRZ 1970
PREIS 1 MARK

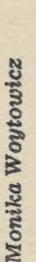
„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. Januar 1970

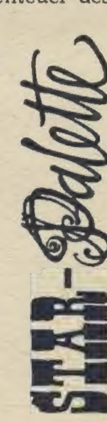
Fotos: Gebauer (4) Titel, S. 3, 92, Rücktitel; Gründel (1) S. 2; Uhlenhut (16) S. 4, 5/6, 7, 8, 9, 15, 20, 22, 23, 24, 25, 32; Progreß (1) S. 19; Archiv (7) S. 26, 78, 79; Wollenberg (1) S. 33; Udowitschenko (1) S. 34; Gatschikow (1) S. 36; „Sowjetski woin" (1) S. 37; Moll (6) S. 38, 39, 40, 41; Syndoman (1) S. 42; Lenz (6) 47, 48, 49; Ungr (7) S. 55, 56, 57, 58, 60; P. Fiebig (1) S. 62; Bach (5) S. 66, 67, 68, 69, 70; Fischer (1) S. 76; Zentralbild (2) S. 88.

TITELBILD: Aufklärer beim Überwinden eines Sumpfes

Der Weg vom Barther Klubhaus der Jugend zum Stadttheater Leipzig folgte nicht dem klassischen Schienenweg der Reichsbahn, den in umgekehrter Richtung Urlauber aus Leipzig nehmen. Er hatte einige Aufenthalte. Die erste Station war ein VEG und die erste Rolle, die eines landwirtschaftlichen Lehrlings. Die bestandene Aufnahmeprüfung an der Filmhochschule Babelsberg stellte für Monika Woytowicz allerdings die Weiche zur Theaterhochschule Leipzig. Als Angehörige des Studios des Stadttheaters Leipzig stand sie schon als Studentin auf der Bühne. Die Messestädter werden sich sicher an ihre Luise in „Kabale und Liebe", an die Sima in „Unterwegs" und die Elisa in „Pygmalion" erinnern.
Als ihr die DEFA zu dieser Zeit die anspruchsvolle Rolle der Gundel in „Die Abenteuer des


Monika Woytowicz





Werner Holt" anvertraute, erregte sie die Aufmerksamkeit nicht nur des DDR-Filmpublikums. Einige weitere, ihr Talent leider nicht ausschöpfende Filmrollen, so als Manfred Krug-Partnerin in „Mir nach, Canaillen", erhöhten ihre Beliebtheit. Das Fernsehen verpflichtete sie für „Ein sonderbares Mädchen", „Nadel und Bajonett", „Kesselflickers Hochzeit". Seit 1968 spielt Monika Woytowicz wieder am Stadttheater Leipzig, wo sie vor allem als Nadja in Gorkis „Feinde" zu beeindrucken verstand.
Die genannten Frauen- und Mädchenrollen können mühelos um ein Dutzend erweitert werden. Deshalb die Frage: Welche Rolle ist oder wäre ihr wohl die liebste? – „Die Frau unserer Tage mit allen ihren Problemen", antwortet sie ohne Umschweife. „Eine Kollegin fragte unlängst ein befugtes Gremium: ‚Wo bleibt die Meisterin Falk?' Ich schließe mich dieser Forderung an und verlange eine verheiratete Meisterin Falk, die Kinder hat. Eine Frau, die sich weiterbildet und trotzdem im Beruf ihren Mann steht und die schön aussieht – weil sie sich pflegt. Solange eine solche Gestalt in den Rollenverzeichnissen unserer Gegenwartsstücke fehlt, bleibt sie eben für mich im doppelten Sinne eine Traumrolle!" – Als Ehefrau, Schauspielerin und Mutter würde sie sicher eine solche Rolle uns allen zum Erlebnis werden lassen.

Gebauer





„Steiler Zahn, wa?"

